

Thomas Welskopp

Stolpersteine auf dem Königsweg

Methodenkritische Anmerkungen zum internationalen Vergleich in der Gesellschaftsgeschichte

I. DER INTERNATIONALE VERGLEICH IN DER GESELLSCHAFTSGESCHICHTE: THEORETISCHE KLÄRUNG ODER METHODOLOGISCHE VERENGUNG?

Max Weber hielt das periodische Aufkommen methodologischer Debatten in der Geschichtswissenschaft für ein disziplinäres Krisenphänomen. Diese entstünden aus der Verunsicherung, die Paradigmenwechsel auslösten, nämlich »wenn infolge starker Verschiebungen der ›Gesichtspunkte‹, unter denen der Stoff Objekt der Darstellung wird, die Vorstellung auftaucht, daß die neuen ›Gesichtspunkte‹ auch eine Revision der logischen Formen bedingen, in denen sich der überkommene ›Betrieb‹ bewegt hat, und dadurch Unsicherheit über das ›Wesen‹ der eigenen Arbeit entsteht.«¹ Alsdann lassen sich in solchen Situationen – überspitzt gesprochen – zwei Fronten ausmachen: Der ›Mainstream‹ formalisiert seine (oft zuvor unausgesprochenen) Forschungskonventionen zu einer kanonisierten Orthodoxie, während die jeweilige ›Avantgarde‹ ihren Geltungsanspruch mit methodologischen Manifesten untermauert, die entschieden eher Programm sind, als daß sie reale Forschungspraxis beschrieben und begründeten. Beide Seiten in diesem methodologischen Diskurs entwerfen in der Konsequenz ein stark eingeeignetes Bild dessen, was in der historischen Forschung und Darstellung geschieht, indem sie das von ihrem jeweiligen Standpunkt aus »Ideale« oder »Seinsollende« zum einzig »Möglichen« bzw. »Legitimen« erklären. Glücklicherweise entzieht sich die Praxis großenteils einem methodologischen Rigorismus, der zum Prokrustesbett historischer Forschung zu werden droht und regressiv wirkt, anstatt Kreativität anzuregen. Selbstverständlich riet Max Weber im übrigen nicht zu methodologischer Abstinenz im Angesicht solcher »freischwebenden« Grundsatzdebatten. Im Gegenteil: Er empfahl ein an pragmatischen Forschungs- und Erkenntnisinteressen ausgerichtetes, methodisch aufgeklärtes Selbstbewußtsein gegenüber übertriebenen Disziplinierungsversuchen methodologischer Gralshüter: »Wenn die methodologische Arbeit – wie dies natürlich *auch* ihre Absicht ist – in irgendeinem Punkt der Praxis des Historikers unmittelbar dienen kann, so ist es gerade dadurch, daß sie ihn befähigt, sich durch philosophisch verbrämten Dilettantismus ein- für allemal nicht imponieren zu lassen.«²

Die Problematik des Vergleichs hat in der Geschichtswissenschaft bislang kaum methodologische Debatten ausgelöst und hier überhaupt nur sporadische theoretische Stellung-

1 Max Weber, Zur Auseinandersetzung mit Eduard Meyer, in: *Ders.*, Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. von Johannes Winckelmann, Tübingen 7. Aufl. 1988, S. 215–265; hier S. 217 f.; vgl. auch: Pietro Rossi, Max Weber und die Methodologie der Geschichts- und Sozialwissenschaften, in: Jürgen Kocka (Hrsg.), Max Weber, der Historiker, Göttingen 1986, S. 28–50, hier S. 28 f.

2 Weber, Auseinandersetzung, S. 217.

nahmen provoziert.³ Solche Debatten und Reflexionen sind seit längerem vielmehr eine Domäne der Historischen Soziologie und der Geschichtsphilosophie gewesen.⁴ Während in der Geschichtswissenschaft die Zahl der tatsächlich im strengen Sinne vergleichenden Studien nur langsam und erst in letzter Zeit verstärkt zugenommen hat, beschränkte sich die methodologische Diskussion der Komparatistik bei einer Minderheit von vor allem Sozialhistorikern auf die enthusiastische Propagierung der Komparatistik als »Königsweg« historischer Forschung, während die Mehrheit der Historiker sie schlicht ignorierte. Hierunter befanden sich auch die meisten Vertreter neuerer Ansätze aus der Kultur-, Mentalitäten- und Geschlechtergeschichte, was eine beidererseits bedenkliche Entwicklung widerspiegelt: Auf der einen Seite reflektiert dies eine verbreitete Scheu vor genauer theoretischer Standortbestimmung, solange man sich bequem aus der Abgrenzung von expliziten theoretischen Positionen – wie vorrangig denen der »klassischen« Sozialgeschichte – definieren kann und deshalb den umfassenden Begründungsbedarf, der komparative Forschung motiviert, von dieser aber auch eingefordert wird, gar nicht erst entwickelt. Solange solche Ansätze sich nicht – wie manche »postmodernen« Schulen – auf eine vermeintlich völlig andere erkenntnistheoretische Plattform begeben, bewegen sie sich in den nicht offen attackierten Bereichen so unfreiwillig wie stillschweigend auf dem theoretischen Grund und Boden derjenigen, von denen sie sich absetzen, ohne freilich deren theoretische Kämpfe mit auszufechten. Die Propagandisten des Vergleichs auf der anderen Seite haben dagegen das Argument vom methodischen »Königsweg« in eine Verselbständigung getrieben, die allmählich kontraproduktive Wirkungen zu zeigen droht. Lange Zeit hat man sich den methodologischen Problemen der Komparatistik bzw. der Charakteristik des Vergleichs nicht durch theoretische Analyse – auch der komparativen Praxis – genähert, sondern diese gleichsam metaphorisch verdeckt. So zieht sich vor allem Emile Durkheims vom naturalistischen Wissenschaftsglauben des 19. Jahrhunderts tief geprägte Floskel vom Vergleich als »indirektem Experiment«⁵ durch nahezu sämtliche theoretischen Statements zur historischen Komparatistik, ohne daß die Frage gestellt würde, ob das, was beim Ver-

3 Vgl. u. a. *Theodor Schieder*, Möglichkeiten und Grenzen vergleichender Methoden in der Geschichtswissenschaft, in: *Ders.*, Geschichte als Wissenschaft. Eine Einführung, München etc., 2. Aufl., 1968, S. 195–219, S. 234–237; *Marc Bloch*, Für eine vergleichende Geschichtsbetrachtung der europäischen Gesellschaften, in: Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der ANNALES in ihren Texten 1929–1992, hrsg. von *Matthias Middell/Steffen Sammler*, Leipzig 1994, S. 121–167; *Charles Tilly*, Big Structures, Large Processes, Huge Comparisons, New York 1984; *Jürgen Kocka*, Probleme einer europäischen Geschichte in komparativer Absicht, in: *Ders.*, Geschichte und Aufklärung, Göttingen 1989, S. 21–28, S. 163–165; *Hans-Jürgen Puhle*, Theorien in der Praxis des vergleichenden Historikers, in: *Jürgen Kocka/Thomas Nipperdey* (Hrsg.), Theorie und Erzählung in der Geschichte, München 1979, S. 119–136.

4 Anregende, aber letztlich theoretisch unbefriedigende Ansätze bei *Theda Skocpol/Margaret Somers*, The Uses of Comparative History in Macrosocial Inquiry, in: *Comparative Studies in Society and History* 22, 1980, S. 174–197; *Theda Skocpol*, Emerging Agendas and Recurrent Strategies in Historical Sociology, in: *Dies.* (Hrsg.), Vision and Method in Historical Sociology, Cambridge etc. 1984, S. 356–391, wie auch bei *Tilly*, Big Structures. Neuerdings interessant und weiterführend *A. A. van den Braembussche*, Historical Explanation and Comparative Method: Towards a Theory of the History of Society, in: *History and Theory* 28, 1989, S. 1–24; *Joachim Matthes*, The Operation Called »Vergleichen«, in: *Ders.* (Hrsg.), Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs, Göttingen 1992, S. 75–99.

5 *Emile Durkheim*, Règles de la méthode sociologique, Paris 1960 (erstmalig 1895), S. 24.

gleich in der Praxis geschieht, dieser Metapher wirklich entspricht.⁶ Ein gravierenderes Problem bleibt gleichfalls ausgespart: Welche Folgen ergeben sich denn aus dem Versuch, das »Durkheimsche Paradigma« (Joachim Matthes) auf das historische Vergleichen wirklich anzuwenden?

Die unkritische Verbeugung vor den Naturwissenschaften ist Ausdruck eines theoretischen Dilemmas, das sich im Bemühen äußert, den Vergleich vehement zu fordern und theoretisch begründen zu wollen, ohne den Status theoretischer Aussagen in der Geschichte insgesamt zu hinterfragen. Dieses Verfahren bleibt nur insoweit folgenlos, als komparative Praxis und solche Begründungsversuche oft wenige Berührungspunkte aufweisen. Dagegen wird es bedenklich, wenn man beginnt, auf dieser Grundlage tatsächlich methodologische Standards zu formulieren und sich damit den Folgewirkungen szientistischen Theoriegebrauchs unreflektiert auszuliefern. Dieses Vorgehen hat in zweifacher Hinsicht potentiell limitierende Konsequenzen für die Komparatistik; einmal, indem es künstliche Genregrenzen zieht und zum anderen, indem es einen entscheidenden methodologischen Bias fördert. Denn eine solche Rhetorik, die das Bild des Vergleichs nach außen ebenso prägt wie sie die methodische Selbstverständigung informiert, unterstellt zumindest unterschwellig folgende Eigenschaften als vergleichstypisch:

1. Die vergleichende Perspektive biete über eine in die Vergleichsanordnung selbst einglassene Kausalkonstruktion immanent den Zugang zu ausgereifteren und valideren Erklärungsformen.
2. Dies begründe den expliziten Vergleich gleichsam als nicht weiter legitimierungsbedürftigen Selbstzweck und als eigenständige Erkenntnisform.
3. Die formale Strenge der Vergleichslogik korrespondiere gewissermaßen natürlich mit bestimmten Themenkreisen und Gegenständen vorzugsweise aus dem Bereich der »großen Strukturen« und »fundamentalen Prozesse« auf »nationaler Ebene«⁷, während »Erfahrungen«, »Kultur«, »Mentalitäten« und »Beziehungen« als »weiche« Gegenstandsbereiche kaum für den Vergleich operationalisierbar seien.⁸
4. Die notwendig distanzierte und abstrahierende Sprache des Vergleichs verleihe ihm alleine bereits eine höhere theoretische Dignität, bzw. die Komparatistik könne den Theoriebezug ersetzen.⁹
5. Aus all diesem ergebe sich eine zusammenhängende Methode des Vergleichs.
6. Die typische Form komparativer Aussagen sei rein kontrastiv und folge dem moderni-

6 Diese Formulierung zieht sich durch nahezu sämtliche theoretischen Beiträge zum Vergleich. Das gilt auch für methodisch avancierte Positionen, wie z. B. *John Breuilly*, Introduction: Making Comparisons in History, in: *Ders.*, Labour and Liberalism in 19th Century Europe, Manchester 1992, S. 1–25.

7 Vgl. *Tilly*, Big Structures, S. 64. Nicht nur für Tilly ist die gleichsam »natürliche« Form des Vergleichs ein Kontrast makrohistorischer Phänomene zwischen Nationalstaaten. Da er die Verwendung des »Gesellschafts«-Begriffes als »deterministisch« ablehnt, wird ein »internationaler« Vergleich in Ermangelung alternativer »sozial« definierter Kontexte nahezu zwangsläufig zu einem »nationalstaatlichen«. Die Problematik, die sich daraus ergibt, diskutiert Tilly nicht. Vgl. ebd., S. 80.

8 Jürgen Kocka hat noch 1993 formuliert, wie man »Erfahrungen« vergleicht, müsse sich noch zeigen. *Jürgen Kocka*, Comparative Historical Research: German Examples, in: *IRSH* 38, 1993, S. 369–379; vgl. dagegen *Gunilla-Friederike Budde*, Die Wiege des Bürgertums. Erziehungsgeschehen und -erleben in deutschen und englischen Bürgerfamilien des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in vergleichender Perspektive, in: *Jahrbuch für historische Bildungsforschung*, Bd. 2, hrsg. von der Historischen Kommission der DGFE, Weinheim etc. 1994.

9 Den Vergleich als »induktiven« und »realen« Theorieersatz fordert explizit *Schieder*, Möglichkeiten und Grenzen, S. 217 f., insb. S. 218.

sierungstheoretischen Muster »Norm – Abweichung« sowohl im Sinne von »fortgeschritten – rückständig« als auch von »ideal – defizitär«. ¹⁰

Es wäre eine fatale Folge, wenn dieses Bild – aktiv transportiert – den Eindruck weiter verstärken würde, als hätten wir es bei explizit vergleichenden Arbeiten mit einem eigenständigen historiographischen Genre zu tun, das quer zu den konventionellen Themengebieten und separat neben andere Darstellungsformen – die Biographie, die Monographie – einzuordnen wäre. Die Isolierung des komparativen Ansatzes und seine Beschränkung auf einen kleinen esoterischen Kreis von Spezialisten wäre dann perfekt. Gerade zu einem Zeitpunkt, zu dem sich empirische historisch-vergleichende Studien thematisch zu öffnen und methodisch zu differenzieren beginnen, scheint sich jedoch eine solche selbstisolationistische Tendenz auf dem Feld der methodologischen Debatte abzuzeichnen. Vieles bleibt dabei unausgesprochen und äußert sich lediglich im Bemühen einer »klassischen« Sozialgeschichte, gegen die Herausforderungen neuerer Ansätze den Vergleich in der oben skizzierten Form als ihr ureigenstes Betätigungsfeld zu reklamieren, auf dem sich ihre Überlegenheit erweise. In einem solchen diskursiven Rückzug sind bereits ernste methodologische Limitationen angelegt, da dieser kritische Selbstreflexion eher hemmt als befördert. In offensiven Statements zum Vergleich dagegen, wie sie vor allem Christiane Eisenberg im letztjährigen Band des *Archivs für Sozialgeschichte* in dankenswerter Deutlichkeit vorgelegt hat, wird nun tatsächlich der Versuch unternommen, die szientistische Begründung des Vergleichs aus dem Metaphorischen ins Theoretische zu transformieren; mit der Folge, das Spektrum des Vergleichs potentiell massiv zu verengen. ¹¹

Durch das Zusammenlaufen beider Trends scheint in der Tat eine disziplinäre »Krisensituation« im Sinne Max Webers entstanden zu sein, die die kritische methodologische Bestandsaufnahme eines Vergleichspraktikers herausfordert, der sich als Vertreter einer jüngeren Generation gesellschaftshistorischer Komparatisten versteht. Diese Bestandsaufnahme nimmt Christiane Eisenbergs apodiktische Stellungnahme nur zum Anlaß und Ausgangspunkt, um die Methodologie und Praxis des historischen Vergleichs vor dem Hintergrund der theoretischen Probleme zu diskutieren, die sich der modernen Gesellschaftsgeschichte aktuell ganz allgemein stellen. Darin liegt das Interesse nicht nur an einer Präzisierung und Erweiterung unseres Vergleichsverständnisses, sondern auch an einer Wiederaufnahme der Theoriedebatte in der Geschichtswissenschaft, deren Versanden diese Situation nicht zuletzt mit herbeigeführt hat. Im folgenden (II) soll in Abgrenzung vom transportierten Bild des Vergleichs zunächst eine kurze Definition des komparativen Ansatzes und seiner Chancen und Grenzen skizziert werden. Eine Kritik von Eisenbergs modellhaft gezeichneter Vergleichsnorm und von den Spielarten komparativer Praxis, die dieser Norm implizit oder explizit verpflichtet sind, schließt sich an (III). Der Versuch einer theoretischen Einordnung des komparativen Ansatzes vor dem Hintergrund aktueller theoretischer Probleme in der Geschichtswissenschaft rundet diesen Beitrag ab (IV).

¹⁰ Vgl. die Kritik an diesem Aussagemuster bei *Breuilly*, *Making Comparisons*, S. 2.

¹¹ *Christiane Eisenberg*, Die Arbeiterbewegungen der Welt im Vergleich. Methodenkritische Bemerkungen zu einem Projekt des Internationalen Instituts für Sozialgeschichte in Amsterdam, in: *AfS* 34, 1994, S. 397–410; vgl. mit ähnlicher Tendenz *Dies.*, *The Comparative View in Labour History. Old and New Interpretations of the English and German Labour Movement before 1914*, in: *IRSH* 34, 1989, S. 403–432.

II. EINE SKIZZENHAFTE CHARAKTERISIERUNG DES INTERGESELLSCHAFTLICHEN VERGLEICHS

Der vergleichende Ansatz ist keine Methode, sondern eine Betrachtungsweise, die bei bestimmten Fragestellungen eine explizit vergleichende Forschungsstrategie informiert. Jede Geschichte, die Aussagen treffen will, welche über die Konstatierung des Einzelfalles hinausweisen und die Form von Erklärungen annehmen, ist ebenso genuin vergleichend wie theoriebezogen. Theoriebezug, Vergleichsperspektive und Erklärung sind mithin die drei zentralen, nicht aufeinander zu reduzierenden Komponenten analytischer Geschichtsschreibung. Während eine Vielzahl historischer Studien der vergleichenden Perspektive Rechnung trägt, indem die theoretische Substanz aktueller Debatten in den Vergleichskontexten bei der Modellbildung berücksichtigt oder zumindest punktuell nach Parallelen und auffälligen Differenzen gefahndet wird, wie sie aus der jeweiligen Spezialliteratur ableitbar sind, soll der Begriff des Vergleichs hier für solche Studien reserviert bleiben, die als Forschungsstrategie ein historisches Phänomen in mindestens zwei sozialen Kontexten aufsuchen und in diesen Kontexten rekonstruieren.¹² Es ist von entscheidender Bedeutung hervorzuheben, daß der historische Vergleich nicht zwei oder mehrere Phänomene – »Äpfel und Birnen« – miteinander in Beziehung setzt, sondern die Ausprägung eines Phänomens – etwa Gewerkschaften, die Journalisten, die »bürgerliche Familie« – in mehr als nur einem sozialen Kontext verfolgt. Diese Ausprägungen besitzen in einem modellhaften *tertium comparationis* ihren gemeinsamen Bezugspunkt, »der sich zu den miteinander verglichenen Sachverhalten wie ein Allgemeines zu einem Besonderen verhält, also ihnen gegenüber einen theoretischen Status hat.«¹³ Die Rekonstruktion mindestens zweier Kontexte gemäß einer kohärenten komparativen Fragestellung macht die vergleichende Ausrichtung solcher Untersuchungen für diese strukturbestimmend; das gilt für den Forschungsprozeß, zumeist aber auch für die Darstellung. Daraus folgt zum einen, daß der asymmetrische, der ungleichgewichtige Vergleich – ganz unabhängig von seiner unbestrittenen prinzipiellen Berechtigung – bereits einen Grenzfall expliziter komparativer Arbeit darstellt. Zum anderen machen erst der Bezug auf systematisch auf die Identifikation und Erklärung von Ähnlichkeiten und Unterschieden ausgerichtete Fragestellungen, der Bezug auf Hypothesen, in denen komparative Aussagen eine wesentliche Rolle spielen, und der Bezug auf Modelle, die für alle Vergleichsfälle von Relevanz sind, eine Sammlung von Einzelstudien zum Vergleich. Dies gilt bereits für die Konstituierung der Vergleichskonstruktion, die integraler Bestandteil des Forschungs- und Darstellungsprozesses ist.

In diesem Sinne vergleichen kann man vieles, innerhalb eines gesellschaftlichen Kontextes ebenso wie in mehreren. Der »internationale« Vergleich, der im Zentrum der folgenden Überlegungen steht, sollte, um irreführende Konnotationen zu vermeiden und falsche Verallgemeinerungen einer so dezidiert neuzeitlichen Verklammerung von Gesellschaft und Staat zu überwinden, treffender als »intergesellschaftlicher« Vergleich bezeichnet werden. Denn mit einer solchen Konstruktion ist weder ein »Nationalvergleich« noch ein Vergleich »nationaler Durchschnitte« und Aggregate gemeint. Vielmehr sollen mit diesem Begriff Vergleiche eines Phänomens in mindestens zwei politisch verfaßten gesellschaftlichen Kontexten belegt werden, d. h. in Kontexten, die separate politische Institutionengefüge besitzen. Ein »intergesellschaftlicher« Vergleich in diesem Sinne kann gesellschaftliche Kontexte, die ihre politischen Systeme als »nationale« konstruieren, ebenso miteinander in

12 Marc Bloch spricht in diesem Zusammenhang von »Milieus«; vgl. *Bloch, Vergleichende Geschichtsbetrachtung*, S. 122 f.

13 Jörn Rüsen, *Historische Orientierung. Über die Arbeit des Geschichtsbewußtseins, sich in der Zeit zurechtzufinden*, Köln u. a. 1994, S. 98.

Beziehung setzen wie solche, die dies nicht tun oder in denen Gesellschaft und Staat nicht oder noch nicht über die Konstruktion der »Nation« in vermeintliche Deckungsgleichheit gebracht worden sind. Für das 19. und 20. Jahrhundert eröffnet nur ein solcher »intergesellschaftlicher« Vergleich die Möglichkeit, die politische Sphäre eben bis hinauf zu potentiell »nationalstaatlichen« Institutionenzügen als möglichen Erklärungsfaktor in die Analyse einzubeziehen. Das bedeutet gerade nicht, identifizierte Unterschiede als nationalstaatlich-politisch bedingt vorzusetzen. Eine solche, häufig zu beobachtende, »Nationalstaatsfixierung« wird in einem »intergesellschaftlichen« Vergleich ausgeschlossen, da sowohl das jeweilige Gewicht des »Politischen« – zumal auf der Ebene des neuzeitlichen Phänomens »Nationalstaat« – als auch die Bedeutung von Unterschieden zwischen den separaten politischen Institutionengefügen modellhaft bestimmt und empirisch dargelegt werden müssen, ohne in der Vergleichskonstruktion bereits präeterminiert zu sein.

Ein »intergesellschaftlicher« Vergleich ist keineswegs auf die abstrakte »gesellschaftliche« Ebene beschränkt. Charles Tillys Plädoyer für die Konzentration auf den Vergleich von Makrophänomenen mag man da entschlossen mit Max Webers Hinweis kontern, die Relevanz des Erkenntnisproblems sei es, die die Auswahl des Gegenstandes rechtfertige, nicht dessen Umfang.¹⁴ Typischerweise setzen Vergleiche bei klassifikatorisch zumindest einigermaßen klar abgrenzbaren sozialen Gruppen oder Berufsgruppen¹⁵, bei Institutionen (Parteien, Gewerkschaften, Verbänden, Unternehmen)¹⁶ oder bei sozialen Phänomenen (Streiks, Revolutionen)¹⁷ an, wobei gerade letztere nicht selten nur wenig eindeutig zu umgrenzen sind. Entscheidend ist dabei weniger die Großflächigkeit des untersuchten Phänomens als vielmehr eine konsequent relationale Ausrichtung der Analyse auf die sozialen Beziehungen, Interaktionen, Netzwerke, Erfahrungsräume und Deutungsmuster der historischen Akteure.¹⁸ Ob und inwiefern die verglichenen Personenaggregate tatsächlich Grup-

¹⁴ Tilly, *Big Structures*, S. 74 ff., S. 80 f.; Max Weber, Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: *Ders.*, *Wissenschaftslehre*, S. 146–214; hier S. 161ff. und S. 212 ff.

¹⁵ Z. B. *Thomas Welskopp*, *Arbeit und Macht im Hüttenwerk. Arbeits- und industrielle Beziehungen in der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie von den 1860er bis zu den 1930er Jahren*, Bonn 1994; *Volker Then*, *Eisenbahnen und Eisenbahnunternehmer in der Industriellen Revolution. Ein preußisch (deutsch)-englischer Vergleich*, Diss. masch. Berlin 1993; *Hannes Siegrist*, *Advokat, Bürger und Staat. Sozialgeschichte der Rechtsanwälte in Deutschland, Italien und der Schweiz (18.–20. Jahrhundert)*, Habil. masch. Berlin 1991; *Jörg Requate*, *Kritik, Propaganda, Information. Die Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert. Deutschland und Frankreich im internationalen Vergleich*, Diss. masch. Berlin 1994.

¹⁶ Z. B. *Christiane Eisenberg*, *Deutsche und englische Gewerkschaften. Entstehung und Entwicklung bis 1878 im Vergleich*, Göttingen 1986; *Dies.*, *Chartismus und Allgemeiner Deutscher Arbeiterverein. Die Entstehung der politischen Arbeiterbewegung in England und Deutschland*, in: *Arno Herzig/Günter Trautmann* (Hrsg.), »Der kühnen Bahn nur folgen wir . . .«. Ursprünge, Erfolge und Grenzen der Arbeiterbewegung in Deutschland, Bd. 1: *Entstehung und Wandel der deutschen Arbeiterbewegung*, Hamburg 1989, S. 151–170. Einige der in Anm. 14 zitierten Arbeiten besitzen neben einem gruppenzentrierten gleichzeitig einen institutionenzentrierten Fokus. Bei *Welskopp*, *Arbeit und Macht im Hüttenwerk*, ist dies der Betrieb bzw. das Unternehmen; ähnlich auch bei *Then*, *Eisenbahnen*.

¹⁷ Z. B. *Friedhelm Boll*, *Arbeitskämpfe und Gewerkschaften in Deutschland, England und Frankreich. Ihre Entwicklung vom 19. zum 20. Jahrhundert*, Bonn 1992; *Theda Skocpol*, *States and Revolutions. A Comparative Analysis of France, Russia, and China*, Cambridge/Mass. 1979.

¹⁸ Vgl. *Thomas Welskopp*. Ein modernes Klassenkonzept für die vergleichende Geschichte industrialisierender und industrieller Gesellschaften, in: *Karl Lauschke/Thomas Welskopp* (Hrsg.), *Mikropolitik im Unternehmen. Arbeitsbeziehungen und Machtstrukturen in industriellen Großbetrieben des 20. Jahrhunderts*, Essen 1994, S. 48–106, hier S. 61 ff. Vgl. auch *Tilly*, *Big Structures*, S. 80.

pen und Institutionen, Gemeinschaften und Vergesellschaftungen bilden, ist Gegenstand der Analyse. Der »intergesellschaftliche« Vergleich muß prinzipiell offen sein für die mikrotheoretische Erweiterung der Sozialgeschichte und für die »qualitativen« Ansprüche an Interaktionsanalysen, die einige Ansätze neuerdings als genuine Domäne einer »Kultur-«geschichte reklamieren. Es ist keine Frage, daß in diesem Sinne einzelne Betriebe, Nachbarschaften oder Phänomene wie die »bürgerliche Familie«¹⁹, und in solchen Beziehungsnetzwerken Erfahrungs- und Deutungsmuster, mit Gewinn verglichen werden können. Die strukturalistische Tendenz, durch Klassifikation gewonnene Gruppen als Gemeinschaften zu behandeln und als Kollektivakteure auftreten zu lassen, d. h. individuelles Verhalten letztlich direkt auf zugeschriebene Gruppenmerkmale zurückzuführen, ist ein rein theoriegeschichtlicher Zug sozialhistorischer Komparatistik, der zum einen mittlerweile zunehmend überwunden sein dürfte und zum anderen kein strukturelles Charakteristikum des Vergleichs darstellt, das dessen Themen- und Zugangsspektrum in irgendeiner legitimen Weise eingrenzen könnte. Freilich zwingt die Vergleichskonstruktion einschließlich ihres Modellbezugs auch die kleinräumige komparative Mikroanalyse zur Rückkopplung an die leitenden Fragen und das *tertium comparationis* des gesellschaftstheoretischen Rahmens. Es sind zwar die Mikromilieus unmittelbarer Interaktion, in denen historische Strukturen und Prozesse allein produziert und reproduziert werden; anstatt sich im mikrohistorischen Klein-Klein zu verlieren, führt der theoriegeleitete Vergleich jedoch nahezu konstruktionsbedingt zu Aussagen zurück, wie »Vergesellschaftung« stattfindet und Mikromilieus sich zu sozialen Formationen höherer Ordnung vernetzen.²⁰

Aus den vorangestellten Definitionsversuchen und Argumenten läßt sich zusammenfassend die These entwickeln, daß das einzige methodologische Spezifikum komparativer Gesellschaftsgeschichte ihre Konstruktion als erklärende Interpretation eines historischen Phänomens in mindestens zwei über ein *tertium comparationis* miteinander kommunizierenden sozialen Kontexten ist, die möglichst gleichgewichtig auf die jeweilige Fragestellung hin zu rekonstruieren sind. Weder thematisch – etwa im Sinne einer Fixierung auf große, anonyme Gruppen – noch methodisch und stilistisch – etwa im Sinne eines Übergewichts quantitativer und struktureller Analyse – ist der Vergleich festgelegt. Die in der Regel explizite Diskussion von Auswahl- und Vergleichbarkeitskriterien, von Konsequenzen der Modellbildung, von Problemen der Faktorenisolation und Kontexteinbettung sowie von Zurechnungsproblemen bei Kausalerklärungen, die manche komparative Darstellung im Vergleich mit anderen historiographischen Textformen so schwerblütig erscheinen läßt, ist bei näherer Betrachtung kein Spezifikum der Komparatistik. Sie ist im Grunde methodische Pflicht jeder analytischen Geschichtsschreibung, der sich viele Einzelstudien freilich vermeintlich stillschweigend entziehen zu können meinen, während sie sich dem expliziten Vergleich um so unausweichlicher und offener aufdrängt, als sie Kriterium der Konstituierung der Vergleichskonstruktion selber ist. Auch Darstellungs- und Theorieprobleme, deren Erörterung Einzelstudien gerne ausweichen, sind historiographisch universaler Art und treten im expliziten Vergleich nur besonders augenfällig zutage.

¹⁹ Gunilla-Friederike Budde, *Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840–1914*, Göttingen 1994.

²⁰ Welskopp, *Ein modernes Klassenkonzept; Ders., Industriegesellschaft, Bürgergesellschaft und Machtstaat. Thesen zu einem Gesellschaftskonzept für die vergleichende Gesellschaftsgeschichte jenseits der Modernisierungstheorie*, MS Freie Universität Berlin 1992; *Ders., Class Structures and the Firm. The Interplay of Workplace and Industrial Relations in Large Capitalist Enterprises*, Paper presented to the Session C 6: »The Firm and the Businessman in Capitalist Economies« at the Eleventh International Economic History Congress in Milan, September 1994 (erscheint 1996).

Die besonderen Leistungen der komparativen Perspektive für eine Geschichtswissenschaft, die an Zusammenhangserkenntnis interessiert ist und erklären will, liegen darin, eine methodisch vorzüglich geeignete konstruktive Brücke zwischen Generalisierung und Kontext zu schlagen, welche eine präzise kontextkontrollierte Generalisierung ermöglicht, die typische Form historischer Theoriebildung. Der Vergleich ist ein Instrument der Generalisierung ebenso wie der Explikation seiner individuellen Gegenstände.²¹ Die kontrastierenden Kontexte bilden »checks« und »balances« gegen vorschnelle Universalisierung; umgekehrt vermag gerade die ihm eigene kontextkontrollierte Generalisierung jene ad hoc-Erklärungsmuster zurückzuweisen, die nach Marc Bloch nur allzuoft »lokalen Pseudofaktoren« ein unstatthafes Gewicht einräumen.²² Der Vergleich eines historischen Phänomens in mindestens zwei Kontexten erlaubt fundierte Aussagen über dessen – relative – Isolierbarkeit als Grundlage nomologischer Begriffsbildung; umgekehrt müssen durch Generalisierung gewonnene Aussagen über übergreifende Strukturmuster, sollen sie Geltung beanspruchen, in Aussagen über das Wirken dieser Muster im jeweiligen Kontext und über ihre Variationsbreite transformiert werden können. Denn ihre Existenz ist nicht abstrakt, sondern nur in der jeweils individuellen räumlich-zeitlichen Konkretion zu beobachten und nachzuweisen. Diese Tatsache, die den Kern von Webers »Idealtypenlehre« ausmacht²³, läßt den historischen Vergleich (den freilich auch die sozial- und kulturwissenschaftlichen Nachbardisziplinen unternehmen können) anstatt von »Fällen« genauer von Vergleichsgegenständen sprechen, um die ihm eigene enge und unauflösliche Wechselbeziehung zwischen Theoriebildung und Kontexteinbettung auszudrücken. Die kontextkontrollierte Form der Theoriebildung, die eine problemadäquate und tendenziell gleichgewichtige Rekonstruktion der Vergleichskontexte fordert, begrenzt allein die sinnvoll unter einer Fragestellung und einem Bezugsmodell zu bewältigende Zahl von Vergleichseinheiten. Nur wo diese zu »Fällen« werden, wie in der »Indikatorenkomparatistik« einiger Spielarten der Historischen Soziologie, ist sie prinzipiell unbegrenzt, auf Kosten der »soziokulturellen« Erklärungskraft solcher Forschungsdesigns. Aber das »Historische« am Vergleich in der Gesellschaftsgeschichte begründet sich weder aus der notwendigen Minimierung der Vergleichszahl noch aus einem besonderen Interesse am »Individuellen«; vielmehr ist es die qualitative Bindung nomologischen Strukturwissens an die Kontexte des Wirkens dieser Strukturen, die es dem Historiker (und eigentlich jedem sozialtheoretisch informierten Sozial- oder Kulturwissenschaftler) gebietet, jene Kontexte als Gegenstand ernstzunehmen und in die Darstellung adäquat einzubeziehen. Dagegen ist es keineswegs »unhistorisch«, im Rahmen einer erklärenden Geschichtswissenschaft zu generalisieren, d. h. über die theoriegeleitete Darstellung empirisch rekonstruierbarer Phänomene wiederum zu historischer Theoriebildung zu gelangen. Im Gegenteil: Das theoretische Substrat historischer Analyse ist die typische Form, in der über den Einzelfall hinaus Geltung beanspruchende Zusammenhangsaussagen überhaupt vorliegen können.²⁴ Die Geltung auch der allgemeinsten theoretischen Aussage hängt nicht vom tatsächlichen Vergleich möglichst vieler in Frage kommender Vergleichskontexte ab, sondern von ihrer Erklärungskraft für jeden beliebigen hinzugenommenen Kontext.

21 Vgl. Rüsen, *Historische Orientierung*, S. 98 f.

22 Bloch, *Vergleichende Geschichtsbetrachtung*, S. 135 f., S. 155; van den Braembussche, *Comparative Method*, S. 11.

23 Weber, *Objektivität*, S. 187 ff.

24 Vgl. Rüsen, *Historische Orientierung*, S. 99.

III. MAKROKAUSALE VERSUS TYPISIERENDE VERGLEICHSANORDNUNGEN

Der Ausgangspunkt der methodologischen Ausführungen Christiane Eisenbergs zum historischen Vergleich war eine fundamentale Kritik der zweibändigen Publikation des Amsterdamer *Internationalen Instituts für Sozialgeschichte* (IISG) zum Thema *The Formation of Labour Movements, 1870–1914*, mit der eine internationale Projektgruppe in 28 überblicksartigen Einzelstudien zur Entwicklung nationaler und ethnischer Arbeiterbewegungen im 19. Jahrhundert eine Vorarbeit für eine künftig auszuführende komparative Phänomenologie historischer Arbeiterbewegungen vorgelegt zu haben beanspruchte.²⁵ Ich teile durchaus den Grundtenor dieser Kritik: Über eine positivistische Zusammenschau von Daten über eine immerhin beeindruckende Bandbreite nationaler Arbeiterbewegungen hinaus bieten die Beiträge gerade konzeptionell wenig Innovatives und drängen von sich aus weiterführende Hypothesen für gewinnbringende Vergleichsprojekte auf ihrer Grundlage nicht einmal ansatzweise auf. Die thematischen und konzeptionellen Vorgaben, die den Beiträgen auferlegt wurden, um eine gewisse Einheitlichkeit der Bearbeitung zu gewährleisten, drohen sogar kontraproduktiv zu wirken, indem sie Vergleichbarkeit vortäuschen, wo sie erst nachzuweisen bzw. zu etablieren wäre, und sie drohen, die besonderen Entwicklungsmuster und Ausprägungen von Arbeiterbewegung zu nivellieren, die als Ausgangspunkte für innovative Generalisierungsversuche hätten dienen können. Der kumulative Charakter des Projektes schließt von vornherein die wechselseitigen Übersetzungs- und Transformationsleistungen aus, die, um »Vergleichbarkeit« zunächst überhaupt herzustellen, ein wesentliches strukturelles Charakteristikum des Vergleichs sind.²⁶ Das Explanandum eines solchen auf »umfassende« Generalisierung²⁷ eines historischen Phänomens, d. h. auf die Erschließung und Interpretation seiner phänomenalen Bandbreite ausgerichteten Projektes hätte »Arbeiterbewegung« im allgemeinen Sinne selbst sein müssen, anstatt die jeweilige nationale Realisierung; experimentelle Neukonzeptionalisierung und originelle (natürlich vorläufige) Typologieentwürfe hätten der Erarbeitung der Beiträge vorangestellt werden müssen, anstatt konventionell von einem selbstevidenten, invariablen und nicht weiter hinterfragten Bedeutungsgehalt des Begriffs »Arbeiterbewegung« auszugehen. Die Chancen für eine komparative Weiterentwicklung des Projektes beurteile ich wie Eisenberg skeptisch: Da sich aus dem aufbereiteten Material keine vergleichenden Hypothesen quasi von selbst ergeben und umgekehrt die Konstituierung und Konturierung der Vergleichsgegenstände, die typischerweise Teil des komparativen Forschungsprozesses selbst sind, in ein steriles Vorfeld des eigentlichen Vergleichs verlegt wurden, wird es entsprechenden Versuchen entweder an produktiven Fragen und Begriffen mangeln, die in der Lage sind, die Hermetik »nationaler« Fälle aufzubrechen, oder sie werden schnell an die empirischen Grenzen der Beiträge stoßen, wenn sie Fragen stellen, die die historiographischen Konventionen und Traditionen der jeweiligen Vergleichsländer transzendieren.

²⁵ Marcel van der Linden/Jürgen Rojahn (Hrsg.), *The Formation of Labour Movements 1870–1914. An International Perspective*, 2 Bde., Leiden etc. 1990.

²⁶ Eisenberg, *Arbeiterbewegungen der Welt*, S. 402 ff.

²⁷ Tilly, *Big Structures*, S. 83 f. Von der Anlage her entspräche das Erkenntnisinteresse des IISG-Projektes dem an einer umfassenden (»encompassing«) Phänomenologie der historischen Erscheinung »Arbeiterbewegung« einschließlich ihrer internationalen »systemischen« Verflechtungen.

Vergleichsergebnisse der ersten Art wären trivial, solche der zweiten Art unbefriedigend *vague*.²⁸

Christiane Eisenberg baut diese berechtigte Kritik dann freilich zu einer methodologischen Grundsatzklärung aus, die die apodiktische Position bezieht, ein historischer Vergleich, der notwendigerweise auf die jeweilige Besonderheit der Vergleichsgegenstände abhebe, sei legitimerweise nur als ein rein kontrastiver Vergleich von zwei (bis höchstens drei) Fällen zu konzipieren. Hier liegt exakt jener eingangs angesprochene Versuch vor, die metaphorische, vortheoretische Begründung des Vergleichs aus der Assoziation mit dem naturwissenschaftlichen Experiment in rigide methodologische Regeln zu transformieren; mit der Konsequenz einer gravierenden Mißinterpretation der Rolle des Vergleichs und der Theorie in der Gesellschaftsgeschichte und der möglichen Folge, die Bandbreite dessen, was begründet als historische Komparatistik gelten kann, empfindlich einzuengen. Eisenbergs Position muß als symptomatisch angesehen werden für einen insgesamt unbefriedigenden und diffusen methodologischen Diskussionsstand in den Geschichtswissenschaften zur Problematik des internationalen Vergleichs, der in eigentümlicher Verknüpfung gleichermaßen vom szientistischen Fehlurteil, von makrokausaler Fixiertheit und von theoretischer Indifferenz gekennzeichnet ist.

Ganz im Sinne von Durkheims Denkfigur des »indirekten Experiments« klassifiziert Eisenberg komparative Ansätze in der Geschichtswissenschaft grob danach, ob sie sich John Stuart Mills Kategorie der universalisierenden »method of agreement« (wie z. B. das Projekt des IISG) oder seiner Kategorie der individualisierenden »method of difference« (die Eisenberg favorisiert) zuordnen lassen.²⁹ Auch diese Klassifizierung Mills atmet natürlich den unitarischen Geist des naturwissenschaftsgläubigen 19. Jahrhunderts, von dem fraglich ist, ob er historiographische Praxis überhaupt jemals exakt zu erfassen in der Lage war. Die Frage stellt sich erst recht, ob dies als überzeugende Grundlage einer modernen Theorie des historischen Vergleichs dienen kann. Die »method of agreement« etabliert ein universal gültiges Kausalverhältnis in mindestens zwei bzw. möglichst vielen Vergleichsfällen, wenn für ein in allen Fällen zu beobachtendes gleichartiges Resultat exakt ein allen Fällen gemeinsamer Faktor isoliert werden kann, der als entscheidende gemeinsame Ursache unter der Bedingung gilt, daß sich die Fälle in allen anderen relevanten Hinsichten unterscheiden. Umgekehrt etabliert die »method of difference« eine individuell gültige Kausalaussage im Vergleich mindestens zweier Fälle, wenn für unterschiedliche Ausprägungen eines Explanandums bei exakter Übereinstimmung aller sonstigen Faktoren genau eine Variable identifiziert werden kann, deren unterschiedliche Ausprägung dann die Differenz zwischen den Ausgangsphänomenen als »crucial difference« erklärt.³⁰ Mills Klassifikation basiert auf einer strengen formallogischen Konstruktion, die von einer exakten Isolierung sämtlicher Variablen, einer vollständigen Bestimmung sämtlicher relevanter Faktoren unter Ausschluß aller nichtrelevanten Variablen und von der absoluten Übereinstimmung als gleich angenommener bzw. der absoluten Differenz zwischen als divergierend angenommenen Ausprägungen abhängt. Diese Bedingungen sind beim Vergleich komplexer historischer Gesellschaften – gerade in Bezug auf makrokausale Zusammenhänge, die laut Eisen-

28 Der von Wayne Thorpe, *Vergleichende Arbeitergeschichte: Aus der Arbeit des Amsterdamer Instituts für Sozialgeschichte*, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, Heft 4, 1993, S. 83–98, hier S. 94, aufgeführte Katalog möglicher komparativer Fragestellungen bleibt denn auch allzu unverbindlich und beliebig.

29 Eisenberg, *Arbeiterbewegungen der Welt*, S. 397.

30 Skocpol/Somers, *The Uses*, S. 176, S. 181; Skocpol, *Emerging Agendas*, S. 379. Die Formulierung in John Stuart Mill, *Philosophy of Scientific Method*, hrsg. von Ernest Nagel, New York 1950, S. 211–233, das 1881 zuerst bezeichnenderweise unter dem Titel »A System of Logic« erschien.

berg die Grobstruktur vergleichender Arbeiten gemäß der Klassifikation prägen – kaum realistisch als gegeben zu betrachten. Geschichtswissenschaft – wie jede Wissenschaft vom sozialen Handeln – arbeitet nicht unter Laborbedingungen. Im Gegenteil: Wie oben hervorgehoben, erschließen historische Vergleiche ihre Vergleichskontexte erst ebenso, wie sie Generalisierungsmuster aus ihnen zu isolieren suchen. Die Schattierungen und Abstufungen von Übereinstimmungen, Ähnlichkeiten und funktionalen Äquivalenten, die in der Regel zu konzedernde Relativität von Variationen, Differenzen und Unterschieden, die beim historischen Vergleich erfahrungsgemäß oft erst die produktive Spannung zwischen Kontext und Generalisierung schaffen, erscheinen in Mills Aussagenlogik als möglichst zu eliminierende Unschärferelation. Beschreibe Mills Klassifikation in der Tat die Praxis komparativer Historiographie, so wären die Schwierigkeiten unermesslich und wohl auch unüberwindlich, auf empirisch plausibler Grundlage die für formallogisch korrekte Schlüsse unerläßliche Absolutheit von Übereinstimmungen und Differenzen bzw. die Eindeutigkeit des jeweiligen Kausalverhältnisses tatsächlich zu etablieren.³¹ Anders gewendet: Die Differenz zwischen isolierter Variable und ihrem historischen Kontext birgt ein unkalkulierbares Risiko, das bei strenger Beachtung der Millschen Prinzipien letztlich unberücksichtigt bleiben müßte. Nun wäre jedoch der Fall denkbar und keineswegs selten, daß in und zwischen diesen Räumen der Differenz unterhalb der Ebene der formallogischen Kausalaussage alternative oder komplementäre kausale Zusammenhänge als eigentliche Ursache des untersuchten Phänomens jene als korrekt und wahr erscheinen ließen, obwohl es sich dann doch nur um eine scheinbare Kausalität handelte. In der historischen Forschungsrealität geschieht die Abgrenzung kausaler Konstruktionen in der Regel denn auch eher auf dem Wege deskriptiver Demonstration und empirisch unterfütterten Plausibilitätsnachweises; den Anforderungen Millscher Formallogik könnte das nicht genügen, wohl aber den spezifisch qualitativen Ansprüchen an eine in Beschreibungen eingebettete historische Geltungssicherung.³²

Die szientistische Herleitung der Vergleichskonstruktion erweist sich also bei näherem Hinsehen als unhaltbar. Sie erfüllt in Eisenbergs Argumentation daher auch keineswegs die ihr zgedachte logische Funktion. Sie bleibt eine Analogie, die die makrokausale Fixierung vieler vergleichender Ansätze einer tieferen Begründung entzieht und eine wirkliche Erörterung der Theoriehaltigkeit historischer Forschung und Darstellung ersetzt. Nicht nur aus einem angemessenen Realismus gegenüber der eigenen Praxis scheint es daher geraten, die griffige und eingängige Formel vom Vergleich als »indirektem Experiment« über Bord zu werfen, wenn man historische Komparatistik charakterisiert. Dies gebieten vielmehr die hemmenden und verzerrenden Auswirkungen auf die historische Theoriediskussion, die aus dieser Haltung unmittelbar folgen.

Wenn man der Bewertung folgt, der Entwurf einer Typologie sei der Versuch des Historikers, empirische Wirklichkeit auf einer noch vorthoretischen Ebene zu ordnen, dann mögen die zahlreichen Versuche theoretischer Beiträge zur Komparatistik im Umfeld der Historischen Soziologie, bislang verfolgte Vergleichsansätze nach bestimmten Kriterien zu klassifizieren, einen solchen vorläufigen Reflexionsstand widerspiegeln. Hilfreich sind solche Kategorisierungen allemal, und zwar gleich in zweifacher Hinsicht: Erstens demonstrieren sie eine Vielfalt des Vergleichs und eine produktive Unbekümmertheit bei der Kombination verschiedener Vergleichslogiken, die zeigen, daß die historische Komparatistik sich keineswegs in das Prokrustesbett rigider Aussagenlogik zwängen läßt.³³ Es exi-

31 Vgl. Tilly, *Big Structures*, S. 80.

32 Auf dieser formallogischen Ebene läßt sich übrigens die Überlegenheit der »method of difference« für den historischen Vergleich, auf der Eisenberg beharrt, nicht begründen.

33 Van den Braembussche, *Comparative Method*, S. 12 ff.

stiert vielmehr ein inhaltlich-strukturelles Spektrum von Vergleichskonstruktionen, dessen Breite mit dem des Spektrums verfolgter Fragestellungen korrespondiert. Dies wiederum legt den Schluß nahe, daß Vergleichslogiken sich aus Fragestellungen und theoretischen Dispositionen ableiten und nicht umgekehrt bzw. daß eine einzige »gültige« Vergleichsanordnung außerhalb und vor komparativer Praxis schlechthin nicht existiert. Zweitens erweist sich über alle Unterschiede zwischen den erarbeiteten Typologien vergleichender Ansätze hinweg das Verhältnis zwischen Theorie und empirisch rekonstruierbaren Phänomenen als die ausschlaggebende Größe, deren Varianz historische Vergleichspraxis in mehrere »Lager« oder »Schulen« spaltet.³⁴ Präziser noch: Es ist weniger die Art oder das Ausmaß des Erklärungsanspruchs einer verwendeten Theorie als vielmehr die Form ihres Einsatzes, ihre Positionierung gegenüber den untersuchten Phänomenen, welche die verschiedenen Vergleichsstrategien strukturell bestimmt.³⁵ Eine methodenkritische Diskussion des Vergleichs führt deshalb unausweichlich auf das allgemeine Problem der Theoriehaltigkeit und -förmigkeit analytischer Geschichtsschreibung überhaupt zurück, das sich in diesem Falle nur wieder einmal in besonderer Schärfe stellt.

Thea Skocpol hat komparative Ansätze in ihrer Typologie danach klassifiziert, im Rahmen welcher Erkenntnisstrategie sie Theorieelemente einsetzen. Demgemäß unterscheidet sie: 1. rein auf Verallgemeinerung zielende Ansätze, die nach historischen Parallelen als Bestätigungen für universale Modelle suchen; 2. rein individualisierende Konstruktionen, die unter vergleichendem Bezug auf modellartige Konzepte die präzisere historische Interpretation eines Phänomens im eigentlich interessierenden individuellen Ausgangskontext anstreben und 3. gleichermaßen auf Universalisierung und Individualisierung ausgerichtete Forschungsdesigns, die zur Bestimmung der Verallgemeinerbarkeit theoretischer Erklärungskonzepte makrokausale Hypothesen bilden und einsetzen.³⁶ Ironischerweise verbirgt diese vermeintliche Dreiteilung nach dem Kriterium, ob die Optik eines Vergleichs nur auf Parallelen oder Unterschiede oder aber auf ihre relative Konfiguration eingestellt ist, eine nur graduelle Divergenz zwischen Formen des Theoriegebrauchs, die Skocpol allesamt als legitimerweise im Spektrum makrokausaler Erklärungslogiken angesiedelt sieht: Der universalisierende Vergleich schafft durch seinen Allgemeinheitsanspruch und seine äußerst selektive Konsultation der Vergleichskontexte eine maximale Distanz zwischen Theorie und den empirischen Objekten, ganz gleich welche formale Struktur diese Theorie jeweils besitzt. Beim individualisierenden Vergleich entsteht diese Distanz aus der Tatsache, daß die historische Interpretation des interessierenden Einzelfalles aus der Abgrenzung vom theoretischen *tertium comparationis* entwickelt wird, dessen Struktur und Eigenschaften daher auch als nachrangig behandelt werden. Das kombinierte Verfahren schließlich hält diese maximale Distanz insoweit aufrecht, als es Theorie und makrokausale Erklärungsstruktur als miteinander identisch definiert.³⁷ Im Grunde genommen ist für Skocpol – ganz in der dominanten Tradition der Historischen Soziologie – historische Komparatistik per definitionem durch eine Verwendung makrokausaler Theoriekonstrukte gekennzeichnet. Deshalb fallen alle von ihr unterschiedenen Typen eigentlich in ein- und dieselbe Gruppe. Es stellt sich dann jedoch die Frage, ob eine solche makrokausale Fixierung die Bandbreite historischer Vergleichsformen (und damit der Formen von Theorieverwendung) tatsächlich erschöpft.

Ein Blick auf Charles Tillys alternative Typologie vermag da mehr Klarheit zu schaffen. Er unterscheidet bislang verfolgte Vergleichsansätze nach folgenden Kriterien: 1. der Zahl

³⁴ Tilly, *Big Structures*, S. 82.

³⁵ Van den Braembussche, *Comparative Method*, S. 16 ff.; Breuilly, *Making Comparisons*, S. 19.

³⁶ Skocpol/Somers, *The Uses*, S. 174 ff.; Skocpol, *Emerging Agendas*, S. 36 ff.

³⁷ Van den Braembussche, *Comparative Method*, S. 12.

der Vergleichseinheiten, die das infragekommende Phänomen in seinen kritischen Bestandteilen aufweisen (»share of instances«), und 2. der Zahl der in ein theoretisches Erklärungsmuster einbezogenen Ausprägungen eines Phänomens (»multiplicity of forms«). Aus der Einordnung in eine durch diese Kategorien aufgespannte Matrix ergeben sich Tillys vier grundlegende Typen historischer Komparatistik: 1. Der *individualisierende Vergleich* konstruiert sein Erklärungsmuster aus der Annahme, daß das untersuchte Phänomen in dieser einen Ausprägung in einem der Vergleichskontexte existiert und in dem (den) anderen, trotz sonstiger struktureller Übereinstimmung, (so) nicht. 2. Der *universalisierende Vergleich* sucht umgekehrt nach einer Ausprägung eines Phänomens in möglichst allen Vergleichskontexten. 3. Der *einschließende* (»encompassing«) Vergleich zielt darauf ab, alle für seine Struktur wesentlichen Ausprägungsmerkmale eines Phänomens zu bestimmen, wobei, wie in Max Webers Analyse des »okzidentalen Kapitalismus«, durch abgrenzende Vergleiche die Einheitlichkeit und Besonderheit dieses Phänomens herausgearbeitet wird oder, wie in Immanuel Wallersteins Entwurf einer kapitalistischen Weltökonomie, durch komparative Verfahren diese Ausprägungen als Elemente eines kohärenten Systems identifiziert und in einer zusammenhängenden »Topographie« des Phänomens lokalisiert werden.³⁸ 4. Der *generalisierende Vergleich* (»variation-finding«) schließlich strebt an, ein Phänomen in möglichst allen Vergleichskontexten in allen seinen Ausprägungen zu beschreiben und diese Variationen ebenso zu erklären wie den Bestand an Gemeinsamkeiten.³⁹ Van den Braembussche kritisiert Tillys Typologie mit dem Ziel schärfer herauszuarbeiten, ob das jeweilige Interesse an Generalisierung oder Spezifik oder aber das jeweilige Abstraktions- und Generalisierungsniveau erklärender Aussagensysteme die Formen des Vergleichs weitergehend prägen.⁴⁰ Vor allem aus seiner Analyse der Grenzen und Defizite jeder dieser Vergleichstypen wird deutlich, daß der entscheidende Unterschied zwischen ihnen, ungeachtet der jeweiligen Orientierung am Einzelfall oder an übergreifenden Gemeinsamkeiten, darin besteht, ob sie sich makrokausaler oder typisierender Modellbildung bedienen. Bei näherem Hinsehen unter diesem Gesichtspunkt lassen sich Tillys »individualisierender« und »universalisierender« Vergleich zusammen mit Braembussches extra unterschiedenem »makrokausalen« Vergleich gemeinsam dem ersten Typus zuordnen, während der »einschließende« und der »generalisierende« Vergleich Repräsentanten des zweiten Musters sind, die zudem in der Regel in fließenden Kombinationen auftreten.

Das Kausalprinzip ordnet jeder Wirkung denselben Komplex von Ursachen zu. In der historischen Praxis prägen das In- und Nebeneinander von Kausalkonstruktionen auf verschiedenen Generalisierungsebenen und exemplarischen, illustrierenden, relativierenden und differenzierenden Beschreibungen die argumentierende narrative Struktur, die für analytische Geschichtsschreibung typisch ist. Makrokausale Analyse nun fordert den direkten Hypothesentest auf der abstraktesten Ebene des theoretischen Modells. Idealerweise entspricht die Struktur einer makrokausalen Studie einer einzigen kausalen Konstruktion.⁴¹ Makrokausale Modellbildung nivelliert die Bedeutung und Funktion von Theorie ins Eindimensionale und saugt gleichsam das Erklärungspotential solcher Ansätze in sich auf. Die Erklärung steckt im Modell und wird nicht im Dialog und in der Konfrontation

³⁸ Max Weber, Vorbemerkung, in: *Ders.*, Die protestantische Ethik, Bd. I, hrsg. von Johannes Winkelmann, Gütersloh, 8. Aufl. 1991, S. 9–26; zu Wallerstein vgl. van den Braembussche, Comparative Method, S. 14 f.

³⁹ Tilly, Big Structures, S. 81 ff.

⁴⁰ Van den Braembussche, Comparative Method, S. 13 ff.

⁴¹ Vgl. Matthes, Operation Called »Vergleichen«, S. 80; eine solche Logik fordert explizit William H. Sewell, Marc Bloch and the Logic of Comparative History, in: *History and Theory* 6, 1967, S. 208–218.

von Theorieelementen mit dem Kontext gebildet. Theorie verliert ihre Funktion als strukturierender Bedeutungsträger in der Darstellung. Der Kontext wird nicht interpretatorisch erschlossen, sondern auf sein Verifizierungs- und Falsifizierungspotential hin seziert. Strenggenommen ist die Struktur makrokausaler Studien linear und bewegt sich vom einmaligen, vorgängigen Akt der kausalen Modellkonstruktion zum Test seiner kausalen Aussage und ihrer Bestätigung oder Verwerfung. Relativität hat hier eigentlich keinen Platz. Unabhängig davon, ob es sich um komplexe gesellschaftstheoretische Konstruktionen mit umfassendem Erklärungsanspruch handelt oder um einfache Hypothesen über Ursachen und Wirkungen eines spezifischen historischen Phänomens: Charakteristisch für makrokausale Modellbildung ist die Konzentration auf eine möglichst lineare und eindeutige Abhängigkeitsbeziehung zwischen möglichst wenigen und möglichst klar aus ihrem Kontext isolierten Variablen. Ein historisches Phänomen interessiert tendenziell nur in einer – theoretisch relevanten – Ausprägung; diesem Resultat wird, sofern es irgend plausibel erscheint, exakt eine Ursache zugewiesen. Makrokausale Modelle können die Form einer rigiden kausalen Aussage oder aber die einer abstrahierenden exemplarischen Beschreibung (der Konstruktion eines »Normalverlaufs«) annehmen; entscheidend ist ihre phänomenale Enge, ihre Tendenz zur Abstraktion von Variationen zugunsten kausaler oder phänomenaler Eindeutigkeit. Infolgedessen führt makrokausale Modellbildung vom Kontext weg, steigert – z. T. bewußt – die Distanz zwischen Theorie und den empirisch rekonstruierbaren historischen Konfigurationen, in denen die theoretisch abstrahierten Zusammenhänge als existent unterstellt werden. Vergleiche, die einer solchen makrokausalen Modellbildung verpflichtet sind, bemühen sich darüber hinaus in der Regel, kausale Erklärungsmuster in die Vergleichskonstruktion selber einzuarbeiten und damit die kausale Analyse der Phänomene in den einzelnen Vergleichskontexten zumindest in wesentlichen Teilen zu ersetzen, d. h. Entsprechungen oder Abweichungen durch Verweis auf den Vergleichsfall gleichsam »mitkommentieren« zu lassen.⁴² Makrokausale Vergleiche, vor allem solche individualisierenden Zuschnitts, entsprechen natürlich in der Regel nicht voll der strengen Logik des Hypothesentests und erschöpfen sich insbesondere nicht darin. Aber durch die Verwendung makrokausaler Modelle – und sei es in Abgrenzung – wird nolens volens diese Form der Theorieverwendung importiert und die Grobstruktur der Argumentation präjudiziert, mit allen damit verbundenen Konsequenzen. Auch die Formulierung von Erklärungsmustern, die alternativ und in Abgrenzung zum Ausgangsmodell konstruiert werden, bleibt dieser Hypothek unterworfen, indem über die narrative Struktur des Vergleichs noch einmal eine makrokausale Klammer gelegt wird, die sich quasi Rücken an Rücken an das Modell anlehnt und seine logische Struktur annimmt.⁴³

Typisierende Modellbildung orientiert sich demgegenüber an der Variationsbreite von Ausprägungen, die ein untersuchtes Phänomen unter theoretischen Gesichtspunkten annehmen kann und in denen es sich recht eigentlich jeweils nur manifestiert.⁴⁴ Modellbildung erfolgt hier als Konstruktion des gesamten Raums möglicher Zusammenhänge in der Form einer kategorialen Ordnung phänomenaler Bandbreite. Exemplarische Beschreibung und kausale Herleitung ergänzen und durchdringen sich hier feingliedriger als in der makrokausalen Konstruktion, wo sie oft als Alternativen erscheinen. Eine solche Form der Modellbildung errichtet quasi eine vertikale konzeptionelle Achse, auf der Phänomene

⁴² Breuilly, *Making Comparisons*, S. 19.

⁴³ Ebd.

⁴⁴ Vgl. *Welskopp*, Ein modernes Klassenkonzept, S. 61 ff.; *Ders.*, Von der verhinderten Heldengeschichte des Proletariats zur vergleichenden Sozialgeschichte der Arbeiterschaft – Perspektiven der Arbeitergeschichtsschreibung in den 1990er Jahren, in: 1999, *Zeitschrift für Sozialgeschichte* des 20. und 21. Jahrhunderts, Heft 3, 1993, S. 34–53, hier S. 43.

nach dem Kriterium lokalisiert und verortet werden können, in welchem Verhältnis zueinander die am meisten generalisierenden Elemente des Modells oder die besonderen Merkmale der Ausprägungen seine zentralen Charakteristika und Variationstypen erklären. Vorstellungen von Konstellation, Vermittlung, Überformung und Brechung ersetzen solche der Linearität und Eindeutigkeit. Kausale Beziehungen können außer zwischen den abstrakten Elementen des Modells auch zwischen diesen und den Typeneigenschaften der Phänomene, also auf niedrigerem Abstraktionsniveau und dennoch modellimmanent, bestimmt werden. Typisierende Modellbildung öffnet sich gegenüber dem Kontext und erschließt seine modellrelevanten Bestandteile in ihren Wirkungszusammenhängen; insofern überbrückt Typenbildung, ohne sie aufzuheben, die Spannung zwischen Theorie und Kontext durch modellhafte Beschreibungen exemplarischer Zusammenhänge in je nach Fragestellung abgeschattierten Generalisierungsformen auf verschiedenen Abstraktionsniveaus. Entsprechend dient der Vergleich je nach dem Schwerpunkt des Erkenntnisinteresses der generalisierenden Typensynthese ebenso wie der ausprägungsnahen Typendifferenzierung; kontrastive Vergleiche umreißen, was überhaupt Bestandteil eines Phänomens ist, und helfen auf den verschiedenen Generalisierungsebenen, Typen gegeneinander abzugrenzen, während parallele Deskriptionen von Gemeinsamkeiten und Verbindendem die Typensynthese anleiten und kausale Deutungsmuster informieren.⁴⁵

Nun mag es abwegig erscheinen, den theorieskeptischen und sich selbst als spezifisch historisch verstehenden individualisierenden Vergleich zusammen mit universalisierenden Ansätzen, deren allgemeinen Geltungsansprüchen dieser ja gerade zu begegnen sucht, dem gemeinsamen ›label‹ makrokausaler Fixierung zuzuordnen. Gerade die entschiedenen Vertreter makrokausaler Analyse kritisieren seine mangelnde theoretische Stringenz und seinen häufigen Rekurs auf modellexterne historische ad hoc-Faktoren bei der Formulierung kausaler Aussagen. Auch verdeckte die Hineinnahme impliziter Prämissen, Bewertungskriterien und Vorstellungen von Gemeinsamkeiten und Unterschieden, daß deren Bedeutung und Stellenwert im Argument oft weder getestet noch nachgewiesen wird. Viele seiner kausalen Zuordnungen entpuppten sich bei näherem Hinsehen als »quasi explanatory arguments«. ⁴⁶ Diese Kritik läßt sich jedoch als Vorwurf inkonsequenter makrokausaler Modellbildung lesen und kommt somit aus dem gleichen Lager: Vom einzigen Ansatz aus der »makrokausalen« Schule, der wegen seines Oszillierens zwischen den Polen der Universalität und der Individualität zu gesteigerter methodischer Rechenschaftspflicht gezwungen ist, sollen die Theorieförmigkeit und die streng kausale Konstruktion seiner Aussagen angesichts der Komplexität und ›Unsauberkeit‹ der Vergleichskontexte durchgehalten werden. Solchen erhöhten Anforderungen an die Theoriereflexion stellt sich der individualisierende Vergleich in der Tat dezidiert nicht, und diese Eigenschaft teilt er durchaus mit dem universalisierenden Ansatz.

Genauer betrachtet, eint den individualisierenden und den universalisierenden Vergleich ihre identische Art der Theorieverwendung, die entscheidenden Einfluß nimmt auf die Form und Stoßrichtung der Theoriebildung. Beide kennzeichnet eine charakteristische Koppelung ihrer makrokausalen Fixiertheit an theoretische Indifferenz. Dabei verhält sich der individualisierende Ansatz freilich strukturell spiegelbildlich zu seinem universalisierenden Pendant. Pointiert gesprochen, interessiert sich der universalisierende Vergleich ausschließlich für die interne Logik der von ihm verwendeten Konzepte und Modelle. Je einfacher sie sind, desto mehr Erklärungskraft wird ihnen zugewiesen; je abstrakter sie sind, desto höher werden die Chancen auf allgemeine Geltung ihrer Aussagen veranschlagt.

⁴⁵ Matthes, Operation Called »Vergleichen«, S. 94 ff.

⁴⁶ Skocpol/Somers, The Uses, S. 192; Tilly, Big Structures, S. 73; van den Braembussche, Comparative Method, S. 15 ff.

Dagegen fehlt in der Regel jede Sicherung ihrer Geltungsbedingungen, jeder kontrollierende Rückbezug auf die Vergleichskontexte, die eben nur punktuell und höchst selektiv zur Bestätigung und Illustration von abstrakten Aussagensystemen herangezogen werden, auf denen die ganze Last der Erklärung ruht. Universalisierende Vergleiche sind theorie-dominant und neigen dazu, sich gegenüber den »unübersichtlichen« empirischen Kontexten mit ihren drohenden Beweisansprüchen zu immunisieren. Das begründet die in der Regel berechtigte Skepsis des Historikers gegenüber dem kühnen Schwung universalisierender Theorieentwürfe.

Der individualisierende Vergleich dagegen ist kontextdominant und neigt dazu, sich gegenüber den von ihm verwendeten Modellen soweit wie möglich zu immunisieren, sie der Darstellung quasi »vom Leib zu halten«. Wie zu zeigen sein wird, ist dies unrealistisch und höchst problematisch. Ebenfalls überspitzt formuliert, interessiert sich der individualisierende Vergleich nicht übermäßig für die Modelle, die er konsultiert. Er konzentriert sich vielmehr auf den Abstand zwischen der Theorie und dem untersuchten Phänomen in seinem jeweiligen Kontext; dort, in diesem »historischen«, modellexternen Raum, siedelt er seine eigentlich zentralen kausalen Aussagen an. Auch für ihn ist ein enggefaßtes, einfaches und hochabstraktes Modell von Vorteil, wenn auch nicht Voraussetzung: Denn dann vergrößert sich der Abstand zwischen Theorie und Kontext und damit der nicht modellgebundene »Spielraum« für die »historische« Interpretation des abweichenden Einzelfalls. Individualisierung instrumentalisiert also tendenziell universalistische Begriffsbildung.⁴⁷ Eine solche auf Trennung hinauslaufende Polarisierung von Theorie und Empirie, die trotz ihrer dezidierten Theorieaufgeschlossenheit auch in der komparativen Gesellschaftsgeschichte auf eine weiterwirkende unterschwellige Theorieskepsis schließen läßt, hätte Max Weber »positivistisch« genannt, da sie gleichermaßen einem (vermeintlich folgenlosen) Theoriedeterminismus und einem unkontrollierbaren »induktionistischen Fehlschluß« den Boden bereitet.⁴⁸ Deterministisch wirkt auch eine »auf Abstand gehaltene« Theorie, wenn sie, wie beim individualisierenden Vergleich üblich, als geltend unterstellt wird, nur eben nicht für den eigentlich interessierenden Einzelfall. Als »induktionistisch« kann man das Verfahren bezeichnen, die kausale Erklärung solcher Abweichungen theoriefern aus ad hoc-Faktoren und punktuellen Abstandsbestimmungen zu konstruieren, gleichwohl aber z. T. in makrokausaler Strenge zu formulieren. Im Grunde findet hier eine Zweiteilung kausaler Aussagenfolgen statt, von denen nur die eine – modellgebundene – theoretisch kontrolliert werden kann, obwohl die andere – oft atheoretische oder eklektische – allein wegen ihres vergleichenden Bezuges ebenfalls theoretischen Rang beansprucht. Aus dieser Tatsache läßt sich der aporetische Rekurs auf die szientistische Analogie erklären und eine den Modellinhalten und -formen gegenüber indifferente, »alleingültige« Vergleichslogik überhaupt erst herleiten. Darin aber liegt die Gefahr des Fehlschlusses begründet.⁴⁹

Somit teilen der individualisierende und der universalisierende Vergleich eine makrokausale Form der Verwendung tendenziell universaler Modelle, wenn auch in entgegengesetzter Stoßrichtung: Beide arbeiten mit der Vorstellung absoluter (und kausal ausschlaggebender) Übereinstimmungen und Unterschiede. Der universalisierende Vergleich wirkt in der Folge nicht selten historisch steril und blutleer. Beim individualisierenden Vergleich dagegen besteht zumindest die Gefahr, daß sich hinterrücks eingeschleppter Theoriedeterminismus (oder allgemeiner: theoretische Indifferenz) und theorieexterne, nichtkontrollierbare Makrokausalität zu Konsequenzen verketteten, welche mittlerweile eine ganze Spielart empirischer historischer Komparatistik prägen:

47 Van den Braembussche, *Comparative Method*, S. 16.

48 Weber, *Objektivität*, S. 185 f.

49 Van den Braembussche, *Comparative Method*, S. 16.

Erstens existieren heute für fast alle relevanten Länder vergleichende Erklärungsmuster, die auf ihre vermeintlichen »exceptionalismen« abheben. Individualisierende Nationalstaatsvergleiche produzieren voraussagbar lauter »nationale Sonderwege«. ⁵⁰ Das liegt nachvollziehbar an einer verengten Modellbildung, die z. B. auf dem Gebiet der Arbeitergeschichte politische Strukturen und staatliches Handeln nicht in ihre Konstruktion integriert. Zwangsläufig konstruiert man dann ad hoc-Erklärungsmuster, die auf der einen Seite die Eignung und Geltung des Modells für außerhalb des eigentlich interessierenden Falles liegende Vergleichsgegenstände unüberprüft unterstellen und auf der anderen Seite ein theoretisch unkontrollierbares Amalgam von Faktoren wie »Tradition«, »Mentalität«, »Kultur« und »Staat« enthalten, innerhalb dessen differenzierte Zuordnungen schwierig sind und oft auch nicht weiter versucht werden. Diese diffusen Faktorenbündel heißen dann bezeichnenderweise »nationale Charakteristika« oder »nationale Besonderheiten«. Die Erklärung von Divergenzen lastet ganz auf diesen letztlich residualen Faktoren.

Zweitens übt entgegen allen Bemühungen der Theorieimmunisierung das gewählte Modell sowohl inhaltlich als auch formal einen dann jedoch unkontrollierbaren strukturellen Imperialismus aus. Das läßt sich an vielen modernisierungstheoretisch orientierten individualisierenden Vergleichen besonders augenfällig demonstrieren, die ihre konstatierten Abweichungen durch die Bank als »relative Rückständigkeiten« definieren, obwohl die vorherige Trennung zwischen Modell und Empirie eine solche modellgebundene theoretische Aufladung dieser Bewertungen eigentlich nicht zuläßt. ⁵¹

Drittens verführt die Unterstellung absoluter und ausschlaggebender Unterschiede dazu, Modell und historische Kausalerklärung in der Darstellung versatzstückartig zu kombinieren; zuweilen geschieht dies auch mit den exemplarischen Beschreibungen der einzelnen Fälle. Mitunter wird in Vergleichen, die weit überwiegend auf die Identifizierung und Erklärung von Unterschieden abzielen, der Bestand an Gemeinsamkeiten als durch das Modell bereits hinreichend expliziert und nicht eigens erklärungsbedürftig vorausgesetzt, anstatt als tatsächliche Übereinstimmung in den jeweiligen Kontexten erst etabliert zu werden. Von der Beschreibung eines relevanten Zusammenhangs in einem Vergleichskontext geht man darüber hinaus bei der Betrachtung des eigentlich interessierenden Falles infolge der Unterstellung absoluter Unterschiede sofort zu einer Erklärung der Abweichungen über, ohne sie als ausschlaggebende Divergenzen zunächst empirisch zu rekonstruieren, d. h. ohne zu zeigen, was denn im Kontrastfall an der Stelle des vermeintlich nicht vorhandenen Zusammenhangs eigentlich vorzufinden ist.

Ein naheliegendes Beispiel liefert Christiane Eisenbergs im übrigen in vielerlei Hinsicht äußerst instruktiver Vergleich der Entstehung englischer und deutscher Gewerkschaften bis 1878: Ihre Annahme lautet, daß die unterschiedlichen Handwerkstraditionen in England und Deutschland dort das Herauswachsen berufsgewerkschaftlicher Strukturen aus zünftigen Vorformen begünstigt, hier jedoch die Entwicklung einer Gewerkschaftsbewegung »von unten« entscheidend behindert hätten. Eisenberg zeigt am Beispiel der Schneider durch eine exemplarische Beschreibung der englischen Verhältnisse, daß die Solidarstrukturen am Arbeitsplatz und eine sozial nivellierte, ansonsten aber intakte handwerkliche Hierarchie in den Werkstätten betriebliche Gruppenautonomie begünstigten und zur zentralen sozialen Ressource für Organisationsfähigkeit und kollektive Handlungsfähig-

⁵⁰ Vgl. z. B. die Einleitungen und die »Länderbeiträge« in: Jürgen Kocka (Hrsg.), Europäische Arbeiterbewegungen im 19. Jahrhundert, Göttingen 1983; Ira Katznelson/Aristide R. Zolberg (Hrsg.), Working-Class Formation: Nineteenth-Century Patterns in Western Europe and the United States, Princeton 1986.

⁵¹ Vgl. dazu die Kritik an der Modernisierungstheorie bei Welskopp, Bürgergesellschaft, Industriege-
sellschaft und Machtstaat.

keit avancierten. Für Deutschland wird das absolute Nichtvorhandensein dieses Zusammenhangs unterstellt und nicht deskriptiv etabliert. Der englische Fall kommentiert gleichsam mit, was im deutschen Fall fehlt. Mit dem späteren, dann aber schnelleren ökonomischen Wandel, der staatlichen Überformung und gegen die Gesellen gerichteten Umgestaltung der Zünfte (vor allem: der Einrichtung von Zwangskassen), dem fortdauernden Wanderzwang und dem Auseinanderbrechen handwerklicher Solidarität entlang der »Klassenlinie« zwischen Meistern und Gesellen werden sofort Ursachen dieser Abweichung benannt. Diese Ursachen gelten im folgenden auch als die ausschlaggebende Begründung für die bis in die 1870er Jahre hinein fortwährende Schwäche der deutschen Gewerkschaftsbewegung und die kompensatorische Politisierung der Handwerker in den Arbeiterparteien unter der erweiterten Identität eines berufsübergreifenden »Klassenbewußtseins«. Die deutschen Gewerkschaften seien demzufolge schwächliche »Kopfgründungen« der Parteien gewesen im Interesse, über die Kontrolle bestehender oder zu gründender Unterstützungskassen ihre – letztlich politische – Massenbasis zu verbreitern.⁵² Dieses formal bestehende Argument verlagert also die Erklärungslast in die Konstruktion des Vergleichs selbst hinein, indem die Beschreibungen des einen Falles jeweils umstandslos die negative Ausprägung des anderen implizieren. Die Variation der internen Schlüsselvariable »Handwerkstradition« erklärt dem Anspruch nach die unterschiedliche Entwicklung der Gewerkschaften diesseits und jenseits des Kanals zureichend. Nimmt man jedoch die überzeugende These von der zentralen Bedeutung solidarischer Werkstattbeziehungen für autonome gewerkschaftliche Organisationsfähigkeit für sich und unabhängig von der Bindung an das zünftige Handwerk, so müßte für die deutsche Seite der Kontext, in dem diese offensichtlich nicht zustandekommen konnten, erst etabliert werden. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß dann als zentraler Unterschied identifiziert werden könnte, daß mittel- und großbetriebliche handwerkliche Produktionsmilieus in England einer sich nur langsam verändernden klein- und kleinstbetrieblichen, traditionell handwerklich-hauswirtschaftlichen Produktionsstruktur in Deutschland gegenüberstanden. Dies verwies wiederum auf unterschiedliche Kommerzialisierungsverläufe, die in England die »Verbetrieblichung« handwerklicher Arbeit, in Deutschland aber die »Übersetzung« der Gewerbe und die Vervielfachung von Klein- und Alleinmeisterstellen förderten.⁵³ Untersuchungen über die exklusiven berufsbezogenen »craft unions« in früheren Werkstattindustrien, die vor allem in den angelsächsischen Ländern die dortige Gewerkschaftslandschaft nachhaltig prägten, bestätigen einen engen Zusammenhang zwischen Qualifikationsbewußtsein, betrieblicher Arbeitsgruppenautonomie und dem Streben nach der Kontrolle nicht nur des Arbeitsmarktes, sondern des eigentlichen Produktionsprozesses. Dieser Zusammenhang wurde zur Grundlage genuiner, arbeitskampforientierter Berufsgewerkschaftsbildung »von unten«. Eine über ihre soziale Funktion eindeutig sich im Klaren befindliche Gewerkschaftsbewegung setzte für ihr autonomes Wachsen die Existenz eindeutig »betriebskapitalistischer« Produktionsbeziehungen voraus, d. h. mehr als die außerbetrieblichen Ansätze zu Kassengründungen, die konjunkturabhängigen Streikverabredungen und die isolierten Arbeitsverhältnisse von Gesellen in kleinen Werkstätten, in denen der Meister als Vorgesetzter und »Hausvater« mitarbeitete und das »Kapital« weitgehend als externe,

52 Eisenberg, Deutsche und englische Gewerkschaften. Kritisch dazu Breuilly, Making Comparisons, S. 18 f.

53 Vgl. die Kritik bei Rudolf Boch, Zunfttradition und frühe Gewerkschaftsbewegung. Ein Beitrag zu einer beginnenden Diskussion mit besonderer Berücksichtigung des Handwerks im Verlagssystem, in: Ulrich Wengenroth (Hrsg.), Prekäre Selbständigkeit. Zur Standortbestimmung von Handwerk, Hausindustrie und Kleingewerbe im Industrialisierungsprozeß, Stuttgart 1989, S. 37–69.

rein marktvermittelte Größe erschien. Die kleinbetriebliche kommerzialisierte Struktur des deutschen Handwerks bot mit wenigen Ausnahmen keinen Raum, in dem sich ein betriebliches Gewerkschaftsmilieu hätte ansiedeln können – trotz des Qualifikationsbewußtseins und der zum großen Teil eben außerbetrieblichen Gruppenressourcen, über die auch die deutschen Massenhandwerker verfügten. Dies erklärt auch das langwährende Schwanken gerade nachzünftiger handwerklicher Berufsgruppen zwischen den organisationspolitischen Alternativen »Gewerkschaft«, »Genossenschaft«, »Assoziation« im sozialpolitischen Sinne und »Partei« aus der ins Außerbetriebliche abgedrängten prinzipiellen Organisationsfähigkeit von Handwerkern, die über ihre optimale Organisationsform gar keine einhellige Klarheit erzielen konnten, wovon auch ihre Debatten und ihr Sprachgebrauch zeugen. Immerhin stellten diese Massenhandwerke das Kernpersonal der Arbeiterbildungsvereine und sozialdemokratischen Parteien, die bei Eisenberg ein wenig wie ein *deus ex machina* am organisationspolitischen Horizont erscheinen. Ein solcherart grob skizziertes Erklärungsmuster könnte Kommerzialisierungsmuster, das Zunfterbe, die betrieblichen Eigenarten kapitalistischer Arbeitsbeziehungen und differenziertes staatliches Einwirken in ihrer Verflechtung einbeziehen – eine grundlegende Ausdehnung der interpretatorischen Perspektive. Es sei noch einmal betont, daß die Relevanz von Eisenbergs Interpretation hier gar nicht bestritten werden soll; es kommt mir nur darauf an, an einem Beispiel zu zeigen, wie makrokausale Fixierung und das ungeklärte Verhältnis zwischen Modell und kausaler Konstruktion eine Erweiterung des Blickfeldes behindern, die den deutschen Fall nicht nur als Abweichung von der englischen Norm, sondern beide Fälle als relevante Typenausprägungen des historischen Phänomens »Arbeiterbewegung« zu erfassen in der Lage ist.

Paradoxerweise besteht das Hauptdefizit makrokausaler Vergleiche entgegen allen Vergewisserungen methodischer Strenge in ihrer theoretischen Indifferenz. Diese droht, im Extremfall den Vergleich seiner komparativen Eigenschaften überhaupt zu entkleiden und ihn – im Falle universalisierender Ansätze – auf ein »Angleichen«, im Falle individualisierender Anordnungen auf ein rigoroses »Abgrenzen« zu reduzieren.⁵⁴ Dieser Gefahr entgegen viele vergleichende Arbeiten nur durch ihre überwiegend narrative und deskriptive Anlage. Universalisierende Vergleiche, so hat Joachim Matthes überzeugend nachgewiesen, verfolgen die Strategie einer »kausalen Korrelation«, mit der aus den Variationen eines Phänomens nur diejenigen Elemente und Aspekte aufgesucht und isoliert werden, die der modellhaften Norm entsprechen. Dabei interessiert in erster Linie nicht das Phänomen als solches, sondern seine Ausprägung in einem der Vergleichskontexte, bevorzugt der eigenen Gesellschaft. Diese von vornherein asymmetrische Vergleichsoptik geht in die Modellbildung ein, und zwar vordergründig folgenlos, weil die makrokausale Konstruktion Modell und Kontext auf weitestmögliche Distanz hält. Die Konstruktion des Modells als *tertium comparationis* erfolgt durch die abstrahierende »Projektion einer Vergleichsgröße, wie sie an der eigenen Gesellschaft abgelesen wird [. . .]«:

»Sie wird in ihren als wesentlich erscheinenden Zügen auf eine höhere Ebene der Abstraktion gehoben, und auf dieser Ebene wird retrospektiv eine Stufenleiter von »Entwicklung« entworfen. Die projektiv gewonnene »theoretische« Vergleichsgröße wie die retrospektiv konstruierte Stufenleiter zu ihr hin werden dann als Maß für »anderes« gesetzt.«⁵⁵

Ein Vergleich auf solch »pseudotheoretischer« Modellgrundlage strukturiert sich dann doch folgenreich als von vornherein asymmetrisches Konstrukt »durch die Bildung des *tertium* nicht als ein *Drittes* neben den beiden Größen, die zu »vergleichen« sind, sondern als

⁵⁴ Matthes, Operation Called »Vergleichen«, S. 81 ff.

⁵⁵ Ebd.; vgl. auch Breuilly, Making Comparisons, S. 1 ff. [Hervorhebung im Text; Th. W.].

eine Universalisierung der *einen* Größe in Gestalt eines abstrakten Begriffes, – und durch den Einsatz des so beschaffenen *tertium* bereits zur Identifikation der anderen Größe.«⁵⁶ Da die asymmetrische Modellbildung also schon in die Konstituierung der Vergleichseinheiten und die Sensibilisierung dafür eingeht, was »auf der anderen Seite« überhaupt gesucht und erwartet wird, bereiten die Resultate solcher »Scheinvergleiche«, die fraglos immer gelingen, in der Regel wenig Überraschungen: Sie entwickeln sich nach dem Muster einer »selffulfilling prophecy« und produzieren in universalisierender Stoßrichtung allenfalls Aussagen vom Typus »weniger – mehr« oder »bereits – noch nicht«, welchen dann durch Transformation in das Begriffspaar »modern – rückständig/traditional« nachträglich theoretische Dignität verliehen wird.⁵⁷

Auch in diesem Punkt verhält sich der makrokausale individualisierende Vergleich wiederum lediglich spiegelbildlich zu seinem Pendant: Während der »Universalisierer« den ihn eigentlich interessierenden (eigenen) Fall stets als Paradebeispiel der Entsprechung mit der aus ihm entwickelten Norm porträtieren wird, wird der »Individualisierer« ihn ebenso unweigerlich als Normabweichung *par excellence* behandeln, und zwar von Beginn an.⁵⁸ Diese Vergleichsanlage ist es, die Edward P. Thompson vor Jahren so eindrücklich kariert hat:

»And other countries,« said Mr. Podsnap remorsefully. »They do how?« »They do,« returned Messrs. Anderson and Nairn severely: »They do – we are sorry to be obliged to say it – in Every Respect Better. Their Bourgeois Revolutions have been Mature. Their Class Struggles have been Sanguinary and Unequivocal. Their Intelligentsia has been Autonomous and Integrated Vertically. Their Morphology has been Typologically Concrete. Their Proletariat has been Hegemonic.«⁵⁹

Individualisierende Vergleiche, in denen ein Gegenstand zweimal auftaucht, nämlich als empirischer Kontrastfall und – in abstrakter Begrifflichkeit zur theoretischen Norm stilisiert – als *tertium comparationis*, werden ihre asymmetrische Grundanlage immer nur reproduzieren und dabei durchaus vorhandene und relevante Asymmetrien eher verdecken und verschütten, anstatt sie präzise offenzulegen.⁶⁰ »Nationale« Vergleichsanordnungen etwa, die sich nicht für ein Phänomen in seinen Variationen über mehrere Kontexte hinweg interessieren, sondern nur für die eine »nationale« Ausprägung eines Phänomens, die freilich mit dem Phänomen in seiner Gesamtheit identifiziert wird, schaffen lauter »nationale Fälle«; das Elend der »nationalen Besonderheiten« und der Unzahl »relativer Rückständigkeit« hat hier seine Wurzel.

Die jüngst mehrfach erhobene Forderung, ein Vergleich müsse, um die Produktion scheinbarer Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu verhindern, an allen Fällen genuin und möglichst gleichgewichtig interessiert sein, zumindest aber am verglichenen Phänomen in sämtlichen jeweiligen Kontexten, korrespondiert mit der theoretischen Forderung

56 Matthes, Operation Called »Vergleichen«, S. 84. [Hervorhebung im Text; Th. W.].

57 Ebd., S. 83.

58 Als Beispiel für einen makrokausalen »universalisierenden« Vergleich vgl. u. a. Alfred D. Chandler, Jr., *Scale and Scope. The Dynamics of Industrial Capitalism*, Cambridge/Mass., etc. 1990. Hier dient die Unternehmensentwicklung in den USA als Idealfall und Norm für die Universalisierung. Christiane Eisenberg verallgemeinert den englischen Fall zum Modell, um die abweichende deutsche Entwicklung daran zu messen: Eisenberg, *Deutsche und englische Gewerkschaften; Dies., Arbeiterbewegungen der Welt*, S. 408 ff.

59 Edward P. Thompson, *The Peculiarities of the English*, in: *Ders., The Poverty of Theory and Other Essays*. New York 1978, S. 245–301, hier S. 247. Vgl. auch Friedrich Lenger, *Die handwerkliche Phase der Arbeiterbewegung in England, Frankreich, Deutschland und der USA – Plädoyer für einen Vergleich*, in: GG 13, 1987, S. 232–243, hier S. 232 f.

60 Matthes, Operation Called »Vergleichen«, S. 95.

nach »reziproker« Modellbildung bzw. einer solchen, die zu allen Fällen die gleiche Distanz hält.⁶¹ Diese Argumente erschöpfen sich nicht, wie ihnen entgegenghalten wird, in einem naiven Ruf nach »historischer Gerechtigkeit« oder nach der überlegenen Ästhetik symmetrischer Konstruktionen. Vielmehr beleuchten sie zum einen Grundbedingungen für die Entfaltung der Produktivität und des angelegten Erkenntnispotentials komparativer Arbeit, da diese – wie gezeigt – fundamental von der Konstruktion der Vergleichseinheiten abhängt und jene sich wiederum von der Form der Modellbildung ableitet. Zum anderen führen sie über diese praktischen Probleme der Komparatistik zur Grundfrage des Verhältnisses von Theorie und Geschichte überhaupt.

Der makrokausale Vergleich befindet sich in der ständigen Gefahr, seine Modelle, die er aus dem eigentlich interessierenden Einzelfall stilisiert, auf »falscher Abstraktionsebene« zu formulieren, da er keinen Maßstab besitzt, entweder eine »fallacy of misplaced abstraction« oder eine »fallacy of misplaced concreteness« zu vermeiden. Ira Katznelsons Modell der »Klassenbildung« z. B. fällt in die erste Kategorie, indem es die Einseitigkeiten des englischen und des deutschen Falles zu einer Überabstraktion kombiniert. Die Folge ist eine »epistemology of absence«, die nie und nirgendwo hinreichende Entsprechungen in der historischen Realität findet und daher nur mehr ausschließlich Abweichungen konstatiert; Abweichungen wohlgerichtet, die durch die Modellbildung selber produziert worden sind und die Reichweite und Bedeutung tatsächlich signifikanter Unterschiede nur unscharf erkennen lassen.⁶² In die zweite Kategorie fällt Christiane Eisenbergs Vorschlag, sich beim individualisierenden Vergleich durchweg an vorgegebenen »Pionierländern« – wie vor allem England – zu orientieren, um »das für alle Vergleichsländer maßgebende *tertium comparationis*, das im allgemeinen aus bereits vorliegenden sozialwissenschaftlichen Theorieelementen gebildet wird, relativ quellennah, als »theory of the middle range« zu konstruieren.«⁶³ Hier schwimmt nicht nur die Grenze zwischen Modell und Vergleichsgegenstand; es wird auch kaum noch unterscheidbar, was zum untersuchten Phänomen oder zu seinem Kontext gehört. Eine auf dieser Basis gefundene Abweichung könnte aus theoretischer Sicht keineswegs mehr überzeugend als signifikante Normdivergenz interpretiert werden; sie wäre in strengem Sinne zunächst schlicht »unenglisch«.

Das Zitat deutet darüber hinaus auf tieferliegende Charakteristika des Theorieverständnisses und -gebrauchs hin, die nunmehr eine Spezifik theoretischer Indifferenz darstellen, wie sie für makrokausale individualisierende Vergleiche und recht eigentlich für die klassische Sozialgeschichte im allgemeinen kennzeichnend ist. Theoriegebrauch wird hier als quasi einmaliger vorgängiger Akt der Übernahme (und Anpassung) von Konzepten aus den systematischen Nachbarwissenschaften eingeführt. Generell schreibt man Theorie nominell eine rein instrumentelle Funktion zu, sie wird »angewandt«. Eine grundsätzliche scharfe Distanz zwischen Begriffswelt und einer gesondert existierenden historischen Wirklichkeit, die auch getrennt von dieser »historisch« darstellbar ist, wird unterstellt. Das Produkt historischer Arbeit ist die »empirische Darstellung«, die zwar, wie oben gezeigt, eine makrokausale Superstruktur besitzen kann, Modellbegriffe aber allenfalls distanziert oder metaphorisch gebraucht. Die Aufrechterhaltung der makrokausalen Distanz zwischen Theorie und Empirie wird dadurch ermöglicht, daß theoretische Kategoriensysteme

61 Vgl. Breuilly, Making Comparisons, S. 2 f.; Matthes, Operation Called »Vergleichen«, S. 95; Welskopp, Perspektiven der Arbeitergeschichte, S. 51.

62 Ira Katznelson, Working-Class Formation: Constructing Cases and Comparisons, in: Ders./Zolberg (Hrsg.), Working-Class Formation, S. 3–41. Vgl. die Kritik der »epistemology of absence« bei Margaret Somers, Workers of the World, Compare!, in: Contemporary Sociology 18, 1989, S. 325–329, hier S. 327 f.

63 Eisenberg, Arbeiterbewegungen der Welt, S. 409.

schlicht und ausschließlich als »Maßgrößen« konzipiert sind.⁶⁴ Da sie eine »Norm« darstellen, müssen sie selbst gar keine streng kausale Konstruktion aufweisen; ihre »Erklärungskraft« beweisen sie im Falle des Bestandes an Gemeinsamkeiten durch implizite, im Falle der normsetzenden »Pionierländer« durch angelegte Übereinstimmung. Die »historischen« Erklärungsmuster der eigentlich interessierenden Abweichungen bestehen dann aus Kausalaussagen, »die an zuvor projektiv typisierte und auf Begriffe abgezogene »Einheiten« angehängt werden«, d. h. aus Konstruktionen von Abhängigkeitsbeziehungen zwischen der als negative Folie betrachteten »Norm« und »historischen« ad hoc-Faktoren.⁶⁵ Der Weg der historischen Vergleichsarbeit führt dabei unilinear von der Theorie zur kontrastiven »Darstellung«, deren theoretischer Status durchaus ungeklärt bleibt. Selbst wenn man der Vorstellung von »absoluten« Unterschieden folgt, ist auf dieser Ebene nicht entscheidbar, ob diese einen singulären »Ausreißer« von der Norm oder eine typenrelevante Variation kennzeichnen. Der reflexive Rückweg zur Ebene der Modellbildung wird nicht beschritten und bleibt auch weitgehend versperrt. Erst für getrennte, nachfolgende Arbeitsschritte wird z. B. von Eisenberg in Aussicht gestellt, »daß die einzelnen nationalen Arbeiterbewegungen sukzessive zu Typen zusammengefaßt werden können. [. . .] Darüber hinaus erscheint es keineswegs ausgeschlossen, eine solche empirisch fundierte Typologie zu einer Entwicklungs- bzw. Modernisierungstheorie der internationalen Arbeiterbewegung auszubauen, die dann ihrerseits Hypothesen für die weitere vergleichende Forschung liefern könnte.«⁶⁶

Es ist fraglich, ob eine solche Sichtweise dem aktuellen Stand der Theoriedebatte in den Sozial- und Kulturwissenschaften noch entspricht und ob sie für die Begründung des historischen Vergleichs als verbindlich gelten kann. Modellbildung ist für alle Wissenschaft vom sozialen Handeln instrumentell nur insofern, als sie kein Selbstzweck ist. Sie beweist sich in ihrer Deutungskraft für konkrete historische Phänomene und ihrer Explikationskraft für größere Zusammenhänge, als »storage container« für Strukturwissen, das mit dem Erfahrungs- und Handlungswissen der Akteure nicht identisch ist, aber vermittelbar sein muß.⁶⁷ Theoriegebrauch ist keineswegs beliebig, Modelle sind nicht »folgenlos« auf Distanz zu halten. Theorie geht von vornherein in die Konstituierung der Fragestellung und die »Anordnung« des empirisch vorfindbaren »Trümmerfelds« historischer Überlieferung ein. Sie bestimmt, was gesehen, und umgrenzt, was begriffen werden kann. In vielfacher und enger Durchdringung strukturiert sie die Darstellung und fungiert sie als Bedeutungsträger, an die alle auch weniger abstrakten, kontextnäheren Begriffe »angehängt« werden, die sie gleichzeitig damit inhaltlich »füllen«. Folgt man Weber in gewissen Grenzen⁶⁸, dann erscheint die Praxis historischer Arbeit als prinzipiell endlose Spirale zwischen Begriffs- bzw. Typenbildung und der Deutung von räumlich-zeitlich konkreten Kontexten mit Hilfe der so gewonnenen Kategorien, bei der die Darstellung den Rang gewichteter Teilstücke dieses schleifenförmigen Vorgehens einnimmt. Historische Theoriebildung ist also eine der genuinen Aufgaben jeder Geschichtswissenschaft, die erklären will; sie ist mit dem Forschungs- und Darstellungsprozeß – sowohl in der Richtung empirischer Begriffskritik als auch kon-

64 Vgl. *Matthes*, Operation Called »Vergleichen«, S. 96.

65 Vgl. ebd.

66 *Eisenberg*, Arbeiterbewegungen der Welt, S. 410.

67 Vgl. *Weber*, Objektivität, S. 213 f.

68 Nur im erkenntnistheoretischen Sinne des Verhältnisses von Begriff und »Empirie« ist ein solches Verfahren »idealtypisch« im Weberschen Sprachgebrauch. Webers handlungstheoretische Fixierung, die die Formulierung expliziter Strukturbegriffe ausschließt, prägt den Begriffsgehalt des »Idealtypus« zu weitgehend, um historische Konzeptualisierung tatsächlich als »idealtypisch« zu apostrophieren. Im Grunde handelt es sich in der historischen Praxis, schließt man sich nicht vollends Webers handlungstheoretischen Prämissen an, schlichtweg um »typisierende Modellbildung«.

struktiver Begriffssynthese – so unauflösbar verwoben, daß die Vorstellung einer vorgängigen Theorieübernahme und -verwendung, die sich von der tatsächlichen Darstellung trennen ließe, an der Realität historischen Arbeitens vorbeizieht. Wenn das theoretische Substrat historischer Arbeit aber Typenbildung ist, dann sollte sich analytische Geschichtswissenschaft auch auf typisierende Modellbildung orientieren und ihre Implikationen verstärkt systematisch diskutieren. Das kann hier nicht vorweggenommen werden. Auf jeden Fall jedoch könnte so der »vortheoretische« Status von Typologien überwunden werden. Der typisierende Vergleich, und zwar ganz gleich ob er sich im einzelnen primär an angenommenen Kontrasten oder vermuteten Gemeinsamkeiten abarbeitet, kann hierbei eine wertvolle Hilfe sein, da er typischerweise im Prozeß der Forschung und Darstellung gleich mehrere Windungen der Spirale durchlaufen muß. Es wird dies dann freilich ein Vergleich sein, der sich im Gegensatz zu seinem makrokausalen Pendant nicht darauf beschränkt zu demonstrieren, daß sich die Vergleichseinheiten unterscheiden und warum, sondern der die weitergehende Frage zu beantworten sucht, inwiefern sie voneinander abweichen und was diese relativen Divergenzen und Übereinstimmungen für größere Zusammenhänge – und für deren modellhafte Einordnung – bedeuten.⁶⁹

IV. DER INTERGESELLSCHAFTLICHE VERGLEICH IN DER THEORETISCHEN ERWEITERUNG

Die methodologische Debatte sollte dazu führen, die unter- und außerhalb makrokausaler Fixierung durchaus beeindruckende Vielgestaltigkeit komparativer Praxis durch systematische Reflexion auf ihre Voraussetzungen zu erweitern. Sie sollte nicht Selbstbeschränkung und Selbstisolation fördern. Schließlich hängt der Ertrag des Vergleichens davon ab, daß es praktiziert wird und daß seine Ergebnisse auch in nicht explizit komparativ geführten Diskursen wahrgenommen und unter Umständen als bereichernd und weiterführend bewertet werden.⁷⁰

Dabei ist es von entscheidender Bedeutung, als produktives Potential des Vergleichs zunächst zu erkennen und zu akzeptieren, was dem praktizierenden vergleichenden Historiker anfangs zuweilen eher als Verunsicherung begegnet: In heuristischer wie in analytischer Hinsicht sorgt das vergleichende Vorgehen für »Verfremdungserlebnisse«. Die Analyse eines Phänomens in mehreren Kontexten bricht falsche oder voreilige Gewißheiten auf und drängt zu Fragen, die sich in der Konzentration auf den Einzelfall oft gar nicht stellen. Sie beleuchtet Probleme, die in den nationalstaatsfixierten historiographischen Diskursen der untersuchten Gesellschaften oft durch sich selbst tradierende, zählebige und stereotype Sprachregelungen ausgeblendet werden.⁷¹ Insofern ist die Konstruktion der Vergleichsgegenstände allein bereits ein höchst reflexionsbedürftiger, an »Überraschungen« reicher und fast immer arbeitsaufwendiger Akt, der zur Selbstverständigung und Offenlegung zwingt, was in dem jeweiligen Fall denn überhaupt »Anlaß zum Vergleichen gibt«.⁷² Nur durch Offenheit gegenüber allen betrachteten Kontexten erschließt man sich die Chance, über den Vergleich sein »Möglichkeitsbewußtsein« (Jürgen Kocka) zu erweitern und zu schärfen. Das ist mit der Forderung nach einem genuinen Interesse an sämtlichen Vergleichsgegenständen gemeint: »Der Blick muß in der gleichen Weise auf das gerichtet wer-

⁶⁹ Vgl. *Welskopp*, Ein modernes Klassenkonzept, S. 61 ff.

⁷⁰ *Bloch*, Vergleichende Geschichtsbetrachtung, S. 121 f., S. 154 ff.; *van den Braembussche*, Comparative Method, S. 9.

⁷¹ *Matthes*, Operation Called »Vergleichen«, S. 97.

⁷² Ebd., S. 96.

den, was auf der ›anderen‹ Seite des ›Vergleichens‹ liegt.«⁷³ Erst dann nämlich eröffnet sich auch eine andere, erweiterte Perspektive auf das Phänomen im eigenen Kontext. Die eingebaute Asymmetrie makrokausaler Konstruktionen dagegen droht, eine solche Perspektiv-erweiterung von vornherein auszuschließen.

In heuristischer wie analytischer Hinsicht bricht ein gleichgewichtiger Vergleich die ansonsten schwer hinterfragbare Einheit von Phänomen und Kontext auf. Er dient, wenn auch nicht zu rigider Isolierung, zu Distanzierungs- und Identifikationszwecken und somit zur Rekonstruktion von Phänomenen in einer traditionellen Zusammenhangsgewißheiten transzendierenden Weise. Daher ist er gerade dort besonders ergiebig, wo er die Hermetik »nationaler Fälle« sprengt und die Monolinität modernisierungstheoretischer Deutungsmuster subversiv infrage stellt. Denn im Grunde bleiben Erklärungsmuster doch unbefriedigend, die sich mit dem Verweis auf die »nationale Spezifik« der Vergleichsfälle bescheiden und einen undurchsichtigen »Krabbelsack« von Faktoren präsentieren, die diese bestimmten: von »Traditionen« über »Mentalitäten« und »kulturelle Eigenarten« bis hin zu einem monolithisch gedachten »Staat«, dem vermeintlich wirkungsmächtigsten »Individualisierer«. Selbstverständlich dient der Vergleich zur Identifikation von tatsächlichen Asymmetrien zwischen politisch verfaßten gesellschaftlichen Kontexten; aber die weiterführende Frage muß doch lauten, welche Konstellation von Gemeinsamkeiten und Differenzen in den verschiedenen Aspekten des untersuchten Phänomens für seine jeweilige Variation verantwortlich ist. Adäquate Erklärung erfordert das möglichst weitgehende Ausloten von Zurechenbarkeit, und dieses die differenzierende Bewertung einer ganzen Reihe relativer Übereinstimmungen und Abweichungen. So wären z. B. im Falle tatsächlicher Unterschiede zwischen »nationalstaatlich« verfaßten Vergleichsebenen zunächst »intergesellschaftliche« und »interstaatliche« Divergenzen voneinander zu trennen und ihre jeweiligen Bedeutungen für die Ausprägungen des Phänomens abzuwägen.

Anstatt absolute Gemeinsamkeiten und Unterschiede durch Bezug auf eine »Maßgröße« festzustellen (oder genauer: herzustellen), interessieren eher ihre Relativität und ihre Interaktion. Nur so lassen sich Übereinstimmungen, Parallelen, Verbindungen, Ähnlichkeiten und funktionale Äquivalente ebenso trennscharf differenzieren wie Formvariationen, graduelle Divergenzen und strukturelle Abweichungen. Erst diese Differenzierungen wiederum erlauben Aufschlüsse über die jeweilige Bedeutung, die »adäquate Verursachung« dieser relativen Gemeinsamkeiten und Unterschiede in bezug auf das analysierte Phänomen.⁷⁴ So deuten neuere Studien zur Gewerkschaftsgeschichte darauf hin, daß sich Variationen zwischen Gewerkschaftstypen, die sowohl innerhalb als auch zwischen Gesellschaften in verschiedenen Phasen der Entwicklung auftreten können, entweder aus Divergenzen zwischen ökonomischen und sozialen Basisprozessen oder aber aus der unterschiedlichen institutionellen Integration gleichartiger Basisprozesse ableiten, welche wiederum politisch bedingt oder beeinflusst sein kann, dies aber nicht in ausschlaggebendem Maße sein muß.⁷⁵ Die stark voneinander abweichende Geschichte nationaler Arbeiterparteien bzw. von Arbeiterpolitik im allgemeineren Sinne mag dagegen entscheidend davon bestimmt gesehen werden, ob und in welcher Form heterogene Basismilieus, die in den verglichenen Gesellschaften in ähnlichen Ausprägungen, aber zu unterschiedlichen Anteilen und unter abweichenden ökonomischen Bedingungen existierten, von institutionellen »Kristallisationskernen« integriert (und nicht zwingend homogenisiert) werden konnten, die nur von ei-

⁷³ Ebd., S. 97; vgl. auch Breuilly, Making Comparisons, S. 1 f.

⁷⁴ Max Weber, Objektive Möglichkeit und adäquate Verursachung in der historischen Kausalbetrachtung, in: Ders., Wissenschaftslehre, S. 266–290, hier S. 275.

⁷⁵ Vgl. die Argumentation bei Welskopp, Arbeit und Macht im Hüttenwerk, insb. Teil V: Vergleichende Schlußbetrachtungen.

nem jeweils spezifischen Teilspektrum dieser Milieus geschaffen und getragen wurden. Eine solche Sichtweise könnte eine originelle, frische Perspektive etwa auf die Entstehung der frühen deutschen Sozialdemokratie eröffnen.⁷⁶ Sowohl intergesellschaftliche Generalisierung als auch die präzisere Erklärung der Einzelfälle werden dabei möglich bzw. bilden sie zwei Seiten derselben Medaille; auf jeden Fall läßt sich in einem solchen gleichgewichtigen typisierenden Verfahren die Relativität und »Verursachung« von Gemeinsamkeiten und Unterschieden gerade auch unterhalb der »nationalen« Trennungslinien bestimmen. Letztere blieben nicht ignoriert; die Differenzierung der Formen und Faktoren ließe im Gegenteil die Einbeziehung tatsächlich »nationalstaatlich« gebundener Faktoren in die modellhaften Erklärungsmuster selber zu.⁷⁷

In diesem Zusammenhang dürfte auch deutlich werden, daß unabhängig vom Prozeß der Modell- und Typenbildung der Vergleich an sich wenig genuine Erklärungskraft besitzt. Einen entsprechenden überzogenen Anspruch bescheiden zurückzunehmen, bildet eine unerläßliche Voraussetzung dafür, seine heuristischen und analytischen Vorzüge auch wirklich ausspielen zu können. In der Tat bestehen die Funktionen des Vergleichs darin: 1. als Korrektiv bei der Identifizierung eines Phänomens in seinem Kontext zu dienen, d. h. dazu beizutragen, das Phänomen überhaupt als Untersuchungsgegenstand zu konstituieren; 2. als Korrektiv der typisierenden Modellbildung eingesetzt zu werden und 3. die parallelen Beschreibungen der Einzelentwicklungen, in die die kausalen Erklärungsmuster eingelagert sind, durch wechselseitige Kommunikation zwischen den Vergleichsgegenständen einer ständigen Prüfung im Detail auszusetzen. Das bedeutet zum einen, daß weder das Modell (als »Maß«) noch der eine Fall (als »Norm«) den anderen Fall – sei es positiv oder negativ – gleichsam »mitkommentiert«. Auch eine vorrangig an der Identifizierung und Erklärung tatsächlich dominierender Abweichungen interessierte Studie muß den Bestand an prinzipiellen Gemeinsamkeiten zwischen den Fällen, von dem sie ausgeht, ebenso etablieren und explizieren wie die tatsächlichen Divergenzen.⁷⁸ Es bedeutet zum anderen, daß der Vergleich die kausale Erklärung in vielerlei Hinsicht schärft, korrigiert und lenkt, aber keineswegs an ihre Stelle tritt. Mit Reinhard Bendix gesprochen: Der Vergleich liefert Anhaltspunkte für das Umreißen des Kontextes, in dem ein Phänomen zu studieren ist, und für die ausschlaggebende Unterscheidung zwischen Phänomen und Kontext, die die rigide klassifikatorische Isolierung des ersteren ersetzt. Die kausale Erklärung der Einzelverläufe dagegen ist Gegenstand des Dialogs zwischen den kausalen Elementen des Modells und den exemplarischen Beschreibungen der einzelnen Ausprägungen des Phänomens.⁷⁹ Der Vergleich liefert gute Gründe für eine ohnehin anstehende Aufwertung des Deskriptiven, das auf die oben skizzierte Weise konzeptionell angebunden und als die analytische Beschreibung theoretisch adäquat begründet werden kann, die nicht nur für die argumentierende Geschichtswissenschaft charakteristisch bleibt. Sie ist unverzichtbares Werkzeug und Darstellungsmittel jeder Wissenschaft vom sozialen Handeln, welche sich eben nicht mit der Beantwortung von »warum«-Fragen zufrieden geben kann, sondern stets auch nach

⁷⁶ Thomas Welskopp, Milieuparteien und Parteimilieus. Zur Entwicklung sozialdemokratischer Parteien in den politischen Landschaften des vornationalen und vereinigten Deutschland, 1848–1878, MS Freie Universität Berlin 1994; vgl. auch John Breuilly, Liberal- oder Sozialdemokratie? Ein Vergleich der britischen und deutschen politischen Arbeiterbewegung zwischen 1850 und 1875, in: Kocka (Hrsg.), Europäische Arbeiterbewegungen, S. 129–166.

⁷⁷ Vgl. Welskopp, Perspektiven der Arbeitergeschichtsschreibung, S. 50 f.

⁷⁸ Vgl. Breuilly, Making Comparisons, S. 18 f., S. 24; Matthes, Operation Called »Vergleichen«, S. 97.

⁷⁹ Reinhard Bendix, Kings or People: Power and the Mandate to Rule. Berkeley 1978, S. 15, zitiert in: Skocpol, Emerging Agendas, S. 377.

dem Sinnbezug von Phänomenen, nach dem »wie« fragt.⁸⁰ Auf den verschiedenen Ebenen der Typenbildung verschränken sich modellgebundene Deutungsmuster und exemplarische Beschreibungen zu erklärungskräftigen, unterschiedlich generalisierungsfähigen Aussagen; hier wird die Spannung zwischen Kontext und Generalisierung flexibel und jederzeit reversibel überbrückt, ohne sie aufzuheben; auf ihnen kann, in je nach Fragestellung variierendem Abstraktionsgrad, kontextkontrollierte Generalisierung stattfinden.

Für jede Geschichtsschreibung, die einen breiten Geltungsanspruch vertritt und sich auf dem Grund des wissenschaftlichen Diskurses bewegt, umfaßt historische Arbeit immer gleichzeitig sowohl die Erschließung und Ordnung von Erfahrungswissen entlang der Linien, die die Überlieferung zuläßt, als auch konstruktivistische Theoriebildung. Als Strukturierungsprinzipien und Bezugspunkte exemplarischer »Geschichten« ragen theoretische Elemente und Begriffssysteme tief in die historische Darstellung hinein; an ihren kategorialen »Leitfäden« (Jörn Rüsen) entlang vollzieht sich die »denkende Ordnung der empirischen Wirklichkeit«⁸¹, falls nicht mit einer Ordnung des Stoffes nach rein ästhetischen Prinzipien – ganz unabhängig von der jeweiligen Plausibilität der Darstellung – das Terrain wissenschaftlicher Geltungssicherung überhaupt verlassen wird.⁸² Man muß nicht vollends Webers Vorstellung von der gedanklichen Polarisierung des Verhältnisses von Begriffsbildung und Empirie folgen, die seiner Idealtypenlehre unterliegt, um erkennen zu können, daß für ihn historische Erkenntnis immer begriffliche Erkenntnis ist.⁸³ Diese setzt auf der einen Seite konzeptionelle Werkzeuge ein, um ein historisches Phänomen in seiner räumlich-zeitlichen Konkretion, seinem »So-und-nicht-anders-Gewordensein« zu erklären und verlangt auf der anderen Seite danach, daß der größere Zusammenhang, in den sich das Phänomen einfügt, »aus seinen einzelnen der geschichtlichen Wirklichkeit zu entnehmenden Bestandteilen allmählich komponiert« wird.⁸⁴ Max Weber beschreibt die – oftmals implizit bleibende – Praxis historischer Forschung und Darstellung damit überaus präzise und bemerkenswert modern. Aus diesen Überlegungen ergeben sich zwei Schlußfolgerungen: Erstens ist in der historischen Arbeit die Substanz des theoretischen »Strukturwissens« im Ausgangsmodell und im theoretischen Substrat der empirischen Analyse identisch; dieses wird in der Spirale der Konfrontation mit zu erschließenden exemplarischen »Geschichten« und der begrifflichen Synthese dieser »Geschichten« zu Typen gewonnen, d. h. in einem schleifenförmigen Verfahren, das nicht in seine einzelnen Bestandteile aufzulösen ist. Weber mochte die eher auf Typensynthese orientierte Soziologie und die eher auf kausale Einzelerklärung orientierte Geschichte unterscheiden; gerade für ihn war unstrittig, daß sie in einem notwendigen Wechselverhältnis zueinander stehen und schlichtweg nicht zu trennen sind. Historiker sind nicht nur Theorieanwender und Tatsachenlieferanten; sie sind in weit stärkerem Maße, als sie es sich oft bewußt machen, eigentlich Kontexterschließer und Theoriekonstrukteure.⁸⁵ In expliziter Auseinandersetzung mit dieser unterschwellig ohnehin verbreiteten Praxis kann historische Theoriebildung systematisiert werden; typisierende Konzeptionalisierung trägt einen solchen genuin historischen Charakter, da sie, ganz wie Weber fordert, immer mit Erscheinungen vermittelbar sein muß, die außerhalb ihrer konkreten Manifestationen in Zeit und Raum keine Existenz besitzen.

80 Vgl. Matthes, Operation Called »Vergleichen«, S. 97; Weber, Objektivität, S. 175 ff., S. 180 f.; Rüsen, Historische Orientierung, S. 98.

81 Weber, Objektivität, S. 160.

82 Rüsen, Historische Orientierung, S. 90 ff.

83 Weber, Objektive Möglichkeit, S. 275; Ders., Objektivität, S. 178 f.

84 Max Weber, zitiert in: Jürgen Ritsert, Gesellschaft. Einführung in den Grundbegriff der Soziologie, Frankfurt/Main etc. 1988, S. 235.

85 Rüsen, Historische Orientierung, S. 98 f.

Zweitens sind aus diesen Gründen Theoriegebrauch und Modellbildung keineswegs nachrangig, weil rein instrumentell. Historische Theoriearbeit ist auch ständige Arbeit an Theorie, ist ständige Theorieentwicklung im Wechselspiel mit Darstellungen relevanter, empirisch rekonstruierbarer Zusammenhänge (denn nur diese interessieren; aber was relevant ist, ist abhängig von einem theoretisch vermittelten Bezug). Die makrokausale Fassung von Theorie als einer einzigen jeweils in toto zu bestätigenden oder zu falsifizierenden Hypothese bricht diesen Zusammenhang auf und konstruiert eine falsche Distanz zwischen Begriffssystem und Empirie. Asymmetrische Modellbildung macht Theorieentwicklung ebenso unmöglich wie ihre Ausrichtung als »Maßgröße« dies tut. Ihre makrokausale Anwendungsform läßt es nämlich als überflüssig erscheinen zu diskutieren, welche Rückschlüsse auf das Ausgangsmodell sich aus den empirischen Aussagen der Darstellung ableiten lassen. Eine im Grunde atheoretische »Flucht in die Differenzierung« ersetzt dann häufig die Anstrengungen theoretischer Reflexion und Modellmodifikation. Das Interesse an einem Ausweg aus dieser konzeptionellen Sackgasse liegt daher der Forderung zugrunde, historische Modellbildung müsse, um überhaupt einen theoretischen Status für sich reklamieren zu können, in »Äquidistanz« zu den untersuchten Fällen erfolgen.⁸⁶ Das bedeutet nichts anderes, als historische Phänomene über Modelle zu erschließen und zu interpretieren, die ihre mögliche Variationsbreite umgrenzen und diese Variationen erklärend bereits in ihre Konstruktion einbeziehen. Nur auf diese Weise kann entschieden werden, ob es sich bei einer Abweichung um eine Formvariante, ein funktionales Äquivalent, eine strukturelle Differenz oder aber um einen Fall handelt, dessen Strukturierungsprinzipien von denen des Modells fundamental divergieren. Auf dieser Basis strukturieren und lenken »äquidistante« Typenmodelle Hypothesenbildung; umgekehrt erfahren sie durch die ständige Konfrontation mit so gewonnenen, oft »sperrigen« exemplarischen »Geschichten« inhaltliche Füllung, Differenzierung und Modifikation.

Die sozial- und gesellschaftstheoretischen Konzepte, derer sich vergleichende analytische Geschichtswissenschaft bedient, sollten daher »nicht als eine »Größe«, sondern als ein Denkraum« verstanden werden.⁸⁷ In ihrer jeweils typischen Konfiguration aus kausalen konstruktiven und abstrahierten deskriptiven Elementen bezeichnen sie den Raum der von diesen kategorialen Systemen als möglich erfaßten und erwarteten Konstellationen und Verläufe. Solche Konzepte beschreiben modellhafte Interaktionsmuster, deren Strukturprinzipien beobachtete (vergangene) Interaktion mit größtmöglicher Wahrscheinlichkeit ausprägungsrelevant strukturiert haben. Sie dienen damit der weitestgehenden Eingrenzung, aber letztlich auch der Bestimmung von Kontingenzzräumen, von historischen »Spielregeln«, die in ihren Grenzen freilich variierende Resultate zulassen. Die historische Darstellung demonstriert mit ihrer Hilfe, was an den von ihr rekonstruierten »Geschichten« exemplarisch ist, während diese selber immer auf tatsächliche Resultate kontingenter Situationen verweisen. Damit läßt sich die Aporie zwischen Determinismus und Zufall überwinden, die Historiker nur zu gerne mit der narrativen Zuflucht zu der Floskel verdecken, ein vergangenes Phänomen könne man eben »nur historisch erklären«. Als Typensynthese bilden sie das Spektrum »objektiver Möglichkeiten« (Max Weber) ab, das bei der kausalen Synthese der »adäquaten Verursachung« historischer Zusammenhänge den – möglichst großen – Anteil an Erklärung und Plausibilitätssicherung ausmacht, der über die intervenierenden Kontextfaktoren des Einzelfalles hinausgeht: Die Konstruktion des Spektrums »objektiver Möglichkeiten«, so Weber,

⁸⁶ Vgl. Welskopp, Perspektiven der Arbeitergeschichtsschreibung, S. 51.

⁸⁷ Matthes, Operation Called »Vergleichen«, S. 96.

»bedeutet zunächst jedenfalls die Schaffung von – sagen wir ruhig – *Phantasiebildern* durch Absehen von einem oder mehreren der in der Realität faktisch vorhanden gewesenen Bestandteile der ›Wirklichkeit‹ und durch die denkende Konstruktion eines in bezug auf eine oder einige ›Bedingungen‹ abgeänderten Herganges. Schon der erste Schritt zum historischen Urteil ist also – darauf liegt hier der Nachdruck – ein *Abstraktionsprozeß*, der durch Analyse und gedankliche Isolierung der Bestandteile des unmittelbar Gegebenen, – welches eben als ein Komplex möglicher ursächlicher Beziehungen angesehen wird, – verläuft und in eine Synthese des ›wirklichen‹ ursächlichen Zusammenhanges ausmünden soll. Schon dieser erste Schritt verwandelt mithin die gegebene ›Wirklichkeit‹, um sie zur historischen ›Tatsache‹ zu machen, in ein *Gedankengebilde*: in der ›Tatsache‹ steckt eben, um mit Goethe zu reden, ›Theorie‹.«⁸⁸

Der Vergleich nun fordert spezifisch den Nachweis »adäquater Verursachungen« – und damit der Geltung des Spektrums »objektiver Möglichkeiten« – in mehr als nur einer Realisierung, in potentiell weit divergierenden Variationen. Diese Anforderung präzisiert somit umgekehrt die Bedingungen, unter denen der Raum »objektiver Möglichkeiten« auszuloten ist, ohne seine gesamte, nur theoretisch zu konstruierende Spannbreite freilich damit zu erschöpfen. Der Vergleich stellt also ein geeignetes Instrumentarium theoriegeleiteter Geschichtsschreibung dar, mögliche Ebenen und Geltungsreichweiten von Generalisierung zu bestimmen. Er repräsentiert die methodisch aufwendigste und am konsequentesten um Rechenschaftslegung bemühte Umsetzungsform der Forderung an jede erklärende und damit theoriegeladene Geschichtsschreibung, systematisch für Vergleichbarkeit und Anschlußfähigkeit ihrer Aussagen zu sorgen. Denn nicht Universalisierung auf möglichst abstraktem Niveau ist das Ziel historischen Theoriegebrauchs, sondern eine Form der Generalisierung, die auf jeder Betrachtungsebene vergleichbar bleibt und Anschlußfähigkeit herstellt an andere Generalisierungen ebenso wie – vor allem – an die exemplarischen Beschreibungen und »Geschichten«, die das spezifisch Qualitative und Kontextgebundene historischer Darstellungen ausmachen.

Eine typisierende Modellbildung, die zu allen Vergleichseinheiten die gleiche Distanz hält, führt nicht zu Überabstraktion und erstrebt auch keinesfalls notwendig den Bau geschlossener, hermetischer Theoriesysteme mit Anspruch auf »Allgemeingültigkeit«. Im Gegenteil: In ihrer Spirale zwischen Typensynthese und Typendifferenzierung bleibt sie trotz der durchaus vorhandenen Chance auf Weiterentwicklung ständig im Fluß; Ausformulierungen solcher Modelle können immer nur Momentaufnahmen dieser schleifenförmigen diskursiven Bewegung sein. Ihre Struktur ähnelt der eines Baumes oder hierarchischen Pfadsystems, bei dem die Typen auf höherer Generalisierungsebene stets nur die Strukturierungsprinzipien der Typen auf der jeweils kontextnäheren Ebene darstellen. Während die Typendifferenzierung der Aufschließung und Ordnung der Kontexte dient und auf der Ebene der exemplarischen »Geschichten« direkt mit diesen konfrontiert wird, übernimmt die konstruktive Typensynthese die Bündelungsfunktion, die für historischen Theoriegebrauch, welcher Kontexte nicht abschneiden kann, unerlässlich ist. Geschichte lebt von der Deskription, der Rekonstruktion von »Geschichten« entlang der Überreste vergangener Wirklichkeit; sie wird analytisch, indem sie typisierende Kriterien angeben und typische Verläufe konstruieren kann, die diese »Geschichten« als exemplarische auszuwählen und zu strukturieren erlauben. Damit wird sie auch genuin vergleichend.

Eine solche typisierende Modellbildung als adäquate Form historischen Theoriegebrauchs öffnet sich darüber hinaus den berechtigten Ansprüchen auf relationale, sozialtheoretische und mikrotheoretische Erweiterungen der Sozialgeschichte, wie sie – freilich zumeist unter Verzicht auf weitergehende eigene theoretische Reflexion – von verschiede-

⁸⁸ Weber, Objektive Möglichkeit, S. 275 [Hervorhebungen im Text; Th. W.].

nen neueren Ansätzen formuliert worden sind. Die so gewonnenen Typenkomplexe stellen nämlich bereits konstruktionsbedingt Vermittlungsachsen zwischen den makro- und mesotheoretischen Systemzusammenhängen und den räumlich-zeitlich konkreten Interaktionsnetzwerken dar, in denen sich diese Zusammenhänge immer nur manifestieren. Sie enthalten und beschreiben exakt jene Strukturelemente, die das Handeln der beobachteten historischen Akteure als regelhaft erscheinen lassen und die diese umgekehrt in ihrem Handeln hervorbringen, reproduzieren und verändern.⁸⁹ Sie sind geeignet, konsequent auf die »sinnhaften« sozialen Beziehungen zwischen den Akteuren und in Gruppen und Institutionen ausgerichtet zu werden. Sie können somit Machtrelationen, Sinnbezüge, Erfahrungen, Deutungsmuster und Kommunikationsformen systematisch erfassen, diese aber zugleich, was die angesprochenen neueren Ansätze bislang schuldig geblieben sind, erklärend in ein modellhaftes System möglicher Interaktion einordnen, das auch ihre Vernetzung zu sozialen Systemen höherer Ordnung bis hin zur Ebene der Gesellschaft erschließt.⁹⁰ Eine ausführlichere Fundierung und Konkretisierung dieser Form historischer Modellbildung, die von aktuellen historischen Problemlagen abhinge, würde an dieser Stelle zu weit führen; selbstverständlich erweist sich deren jeweiliger Wert stets in ihrer Deutungskraft für konkrete historische Phänomene. Dies gilt verstärkt unter den Bedingungen des Vergleichs, den sie nicht »auszuhalten«, sondern systematisch anzuregen hat.

Somit stellt die Forschungsstrategie des Vergleichs ein methodisch und stilistisch weit offenes Angebot dar, eine Einladung an theorieabhängige analytische Geschichtswissenschaft, problembezogen, systematisch und flexibel auf ihren jeweiligen Bestand an gesellschaftlichem »Strukturwissen«, dessen Generalisierungs- und Anschlußfähigkeit und seine Deutungskraft für verschiedene historische Kontexte zu reflektieren. Nur wenn sie diese Einladung, die stets auch Erweiterung verspricht, aufgeschlossen annimmt, lohnen sich die beträchtlichen Mühen komparativer Arbeit. Denn dann kann die Konfrontation von Problemen gelingen, denen sich nichtvergleichende Studien in der Regel gar nicht stellen.

⁸⁹ Vgl. ausführlich dazu *Welskopp*, Ein modernes Klassenkonzept, S. 64 ff.

⁹⁰ Vgl. dazu *Anthony Giddens*, Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Frankfurt/Main etc. 1988.